Die Moral

in

einzelnen Aufsätzen

entwickelt und dargestellt

von

J. Mertian.

Erster Band.

Augsburg, 1796.
bey dem Verfasser.

Stadtbibliothek
Augsburg

1989.2
Stadtbibliothek Augsburg

Vorrede.

Religion und Vernunft lehren den Menschen, daß er zu einer ewigen und gränzenlosen Glückseligkeit bestimmt ist. Das heiße verlangen, mit welchem sein Herz sich nach diesem Ziele sehnet, ist für ihn eine unaufhörliche Erinnerung, nach seiner Bestimmung zu streben. Aber nur ein Weg führt ihn zu derselben, der Weg der Tugend.

Die Tugend besteht in der Erfüllung jener Gesetze, welche der Schöpfer dem Menschen, der zu seinem Ziele gelangen will, zur Bedingung gemacht hat. Diese Gesetze widersprechen aber mit seinen Neigungen,

die er eben so mit sich auf die Welt bringt, wie den Trieb nach dem Genusse einer unbegränzten Glückseligkeit. Die Wirkungen dieser Neigungen auf das Herz sind sehr groß, weil sie ihm durch die Befriedigung derselben den Genuß eines gewissen Vergnügens, einer Art von Glückseligkeit, darbieten. Aus dem Herzen übergeht die Wirkung auf den Verstand, dessen Pflicht ist, das Herz in seinem Streben nach seiner Bestimmung zu leiten.

Das Vergnügen, die Glückseligkeit, welche aus der Befriedigung der Neigungen des Menschen entsteht, ist sinnlich, begränzt und folglich unbefriedigend. Die Glückseligkeit, welche die Religion und die Vernunft dem Menschen als den Gegenstand seiner Strebsamkeit, als seine Bestimmung, vorstellen, und nach welcher sein Herz sich eigentlich sehnet, ist übersinnlich, gränzenlos und vollkommen befriedigend. Es gibt also eine wahre und eine falsche Glückseligkeit. Wer nach jener strebt, handelt seiner Bestimmung

gemäß, und wer sein Ziel in diese setzet, weichet von derselben ab.

Den Unterschied zwischen wahrer und falscher Glückseligkeit zu zeigen; die verführerischen Anlockungen, welche den Menschen täuschen, und ihn zu dieser reizen; die einzig richtige Bahn zu zeichnen, welche zu jener führt; dieß ist der Gegenstand der Moral.

Aus dieser Auseinandersetzung des Begriffes, den man sich von der Moral machen soll, erhellet, daß ihr Zweck sey, den Menschen gut und tugendhaft zu bilden, ihm die Mittel zu erleichtern, wie er die Gesetze erfüllen soll, welche der Schöpfer ihm zur Pflicht gemacht hat, und deren Erfüllung oder Nichterfüllung sein Schicksal für die Ewigkeit bestimmt. Ihr Zweck ist also edel und erhaben; er ist Mitwirkung den Absichten des Schöpfers.

Mein Plan ist nicht, ein vollständiges Gebäude der Moral aufzuführen, und einen Inbegriff aller menschlichen Pflichten zu lie-

fern; er wäre für meine Absichten zu ausgedehnt und zu weitumfassend. Nur Bruchstücke der Moral in einzelnen Aufsätzen meinen Lesern zur Beherzigung vorzulegen, ist der Zweck, auf welchen ich hinarbeite. Die Wichtigkeit einzelner Lehren; Irrthümer, die in moralischen Büchern zerstreut liegen, die mit einem gewissen herrschenden Geiste verknüpft sind, und die ich mir zur Berichtigung vornehme, bestimmen allein meine Auswahl. Man suche also unter den Materien keine systematische Ordnung.

Die Vorliebe zu periodischen Schriften, welche theils durch ihre Menge in dem Niederdeutschland, und theils durch die politischen Umstände, aufgeregt worden ist, haben mich bewegt, auch dem obern Theile Deutschlands eine moralische Zeitschrift darzubiethen. Wohl mir, wenn ich durch die Befriedigung der heutigen Leselust etwas zur Bildung des Herzens beytrage.

Der Verfasser.

Inhalt.

I.
Einleitung. Zweck und Inhalt der Moral. Seite 1
II.
Einfluß des Beyspiels auf die Handlungen der Menschen. = = 9
III.
Ueber Revolutionsgeist in Bezug auf Moral. = = = 17
IV.
Worin besteht wahre Tugend? 33
V.
Was ist falsche Tugend (Schwärmerey)? 49
VI.
Ueber das Fasten als Moralgesetz und Religionshandlung betrachtet. 65
VII.
Können die Lehren der Moral von aller Auctorität unabhängig seyn? 81

Inhalt.

VIII.

Ueber das Almosen? = = Seite 97

IX.

Welche ist die Ursache, woraus man die, nach der Einführung des Christenthums erfolgte moralische Verbesserung des menschlichen Geschlechtes, herleiten soll? = = = 113

X.

Moralische Gedanken über das Spiel. 129

XI.

Ueber das Verhältniß der Moral zur Politik. = = = 145

XII.

Ueber Verleumdung. = = 161

XIII.

Ueber die Verbindung der Moral mit der Religion. = = 177

XIV.

Ueber Selbstschätzung. = = 193

Ein=

Einleitung.

I.

Endzweck und Inhalt der Moral.

Wenn der Mensch einen Blick auf sich wirft, dann die andern Menschen und die verschiedenen Dinge betrachtet, die ihn umringen, so fühlt er in sich eine Art von heimlicher und innerer Stimme, die ihm leise sagt, daß er, so wie seine Nebenmenschen, nicht blos bestimmt sey, diese Dinge nach Bedürfniß zu gebrauchen und zu genießen. Er empfindet überdieß noch ein gewisses edle Gefühl, das ihm eine andere Bestimmung vor die Augen stellet, die weit erhabener ist, und deren Würde ihn über alle erwähnten Dinge erhebt. Diese Bestimmung ist Gott, von dem er sein Daseyn erhalten hat.

Er fühlt gleichermaßen, daß nicht nur er, sondern alle seine Nebenmenschen eine gleiche Bestimmung haben, und daß sie nicht für im=

mer auf dieser Erde bleiben sollen. Er spüret einen dunkeln Trieb, ein gewisses Verlangen, kraft dessen er sich nach einer immerwährenden Glückseligkeit sehnt, wo er keinen von jenen Gebrechlichkeiten, Bekümmernissen, und Unzufriedenheiten wird unterworfen seyn, mit denen er in diesem Leben gequälet wird.

Aber der Mensch erkennet auch, daß er zu jener ewigen und unbeschränkten Glückseligkeit, nach welcher er ein so heftiges Verlangen empfindet, kein Recht hat; worauf würde dieses Recht sich gründen? Sie kann also nur eine Gabe Gottes seyn, der nach Willkühr diesem Verlangen, als er den Menschen erschuff, Befriedigung hat versprechen können, oder nicht.

Wir wissen aus der Religion, daß Gott, dessen Güte unbegränzt ist, dem Menschen dieses Versprechen gemacht hat, obschon er gleich nach seiner Erschaffung einer so großen und unschätzbaren Gnade unwürdig geworden ist.

In keinem Falle konnte aber der Schöpfer dem Menschen dieses Versprechen thun, ohne ihm gewisse Bedingungen vorzuschreiben, von deren Erfüllung auch die Erfüllung seines Versprechens abhangen sollte. Der Mensch

hat also gewisse Pflichten gegen Gott, die er erfüllen muß. Dieser hat ihm Gesetze und Vorschriften gemacht, nach denen er nothwendiger Weise sich fügen muß, wenn er auf eine ewige Glückseligkeit einige Ansprüche machen will.

Aus den Pflichten des Menschen gegen Gott, fließen nothwendiger Weise auch Pflichten der Menschen gegen einander. Da sie alle zur nämlichen ewigen Glückseligkeit bestimmt sind, so haben sie auch die nämlichen Pflichten gegen Gott. Nun aber wie könnten sie diese erfüllen, wenn sie nicht auch Pflichten gegen einander zu erfüllen hätten? Alle Menschen, weil sie einen Gott und den nämlichen Endzweck haben, sind dadurch gleichsam Brüder einer einzigen Familie geworden. Wer weiß aber nicht, daß die Bruderliebe erfordert, daß man einander gegenseitige Dienste leiste, und sich kein Uebel zufüge. Die Menschen brauchen einander; einer kann ohne den andern nicht leben. — Kinder müssen von den Aeltern ernährt und erzogen werden: diese haben also Pflichten gegen jene, so wie die Kinder aus Dankbarkeit Verbindlichkeiten gegen ihre Aeltern haben. — Eben weil der Mensch nicht allein leben kann, mußten mehrere zusammen eine Gesellschaft,

einen Staat bilden. Nun aber eine Gesellschaft, ein Staat kann nicht bestehen, wenn in demselben keine Vorgesetzte, und keine Untergebene sind, welche ihre eigenen Pflichten gegen einander haben. — Aus Verträgen einzelner Bürger miteinander, aus geleisteten Diensten, verrichteten Arbeiten u. s. w. entstehen wieder neue Pflichten, so daß alle Menschen durch gegenseitige Pflichten mit unzertrennlichen Banden untereinander verbunden sind.

Außerdem wissen wir, daß Gott nebst der natürlichen Religion, welche alle die erwähnten Pflichten enthält und lehret, dem Menschen noch eine geoffenbarte Religion vorgeschrieben hat, welche auch viele andere Pflichten des Menschen gegen Gott, und seine Nebenmenschen begreift.

Allein die Pflichten des Menschen gegen Gott und gegen seine Mitmenschen könnten nicht wohl bestehen, wenn er nebst diesen nicht auch noch Pflichten gegen sich selbst hätte; das heißt; wenn, so oft er allein und in keiner Verbindung mit seinem Nebenmenschen wäre, er machen dürfte, was ihm gefällt, Die natürliche so wie die geoffenbarte Religion schreiben dem Menschen Gesetze in dieser Rücksicht vor, wor-

aus die Pflichten gegen ihn selbst entstehen. Der Mensch hat also Pflichten gegen Gott, gegen seinen Nebenmenschen und gegen sich selbst.

Die Moral ist jene Wissenschaft, welche den Menschen diese Pflichten lehret, und ihm die Beweggründe zu erkennen giebt die ihn zur Verrichtung derselben verbinden. Sie weiset ihm die Wege, auf welchen er am leichtesten und beßten zu ihrer Erfüllung gelangen kann; sie zeigt ihm die Gelegenheiten und Umstände, wo ste ihn verbinden oder nicht verbinden; sie legt ihm die Mittel an die Hand, mit welchen er die Hindernisse wegzuräumen vermag, die seine Leidenschaften und bösen Begierden ihm entgegen stellen.

Aus der Erfüllung aller dieser Pflichten entsteht in dem Herzen des Menschen eine innere Zufriedenheit, welche die größte Glückseligkeit ist, die der Mensch in dieser Welt genießen kann. Sie bahnt den Weg zu jener immerwährenden und unbeschränkten Glückseligkeit, welche alle seine Verlangen und Wünsche zum Gegenstande haben. Die Moral ist also, wie wir schon gesagt haben, die Wissenschaft, welche den Menschen zu seiner zeitlichen und ewi-

gen Glückseligkeit führet; sie ist folglich für ihn, und besonders für den gemeinen Mann, der weder Gelegenheit noch Zeit hat, die übrigen Wissenschaften zu erlernen, unter allen andern die wichtigste und nothwendigste, aber auch jene, welche ihm am wenigsten bekannt zu seyn scheint.

Wenn der Mensch nicht mit Leidenschaften behaftet wäre, die ihn stets zum Bösen reizen; wenn er in seinen Werken und Unternehmungen nicht beynahe immer sich selbst anstatt sein oberstes Ziel zur Absicht wählte, so wäre es überflüßig, dem Menschen die Pflichten der Moral vor die Augen zu stellen und an das Herz zu legen. Er würde ohne fremden Trieb ein sonderbares Vergnügen fühlen, alle Pflichten gegen seinen Gott zu erfüllen; aus Dankbarkeit für so viele Gnaden und Wohlthaten, mit welchen er von ihm überhäufet worden ist, würde sein einziges Streben seyn, diese Gutthaten dadurch zu erkennen, daß er den Absichten des Schöpfers nach Möglichkeit entspräche.

Aus der nämlichen Ursache würde er auch die Pflichten gegen seinen Nebenmenschen so wie jene gegen sich selbst in Erfüllung zu bringen suchen. In einer Gesellschaft, in einem Staa-

te, wo dieses statt hätte, würde die größte Eintracht und Ordnung herrschen; und der Mensch, wenn er auch allein und in keiner Verbindung mit dem Staate wäre, würde sich immer befleißen, dieser Ordnung gemäß zu handeln. Jedermann fühlet in sich eine innere Liebe zur Ordnung, welche hinlänglich wäre, ihn zu bewegen sich immer nach der Ordnung zu richten. Die Uebung der Tugend und guter Werke ist überhaupt mit einen innern Vergnügen begleitet, welches allein den Menschen schon zur Tugend reizt, wenn nicht andere Ursachen ihn davon abwendig machen.

Allein durch die Wirkung der ersten Sünde sind in dem Menschen auch entgegengesetzte und weit mächtigere Triebe entstanden, welche die Triebe zur Tugend ersticken, und ihn stets zum Bösen reizen, wenn er nicht durch genaue Kenntniß seiner Pflichten und unterbrochene Darstellung derselben zurückgehalten wird. Die Nothwendigkeit der Moral liegt also in dem Hange, der die Folge der ersten Sünde ist, und kraft dessen er stets von seinem obersten Ziele, von seiner zeitlichen und ewigen Glückseligkeit, abzuweichen geneigt ist.

Die Lehren der Moral, um zweckmäßig und wirksam zu seyn, sollen also dem Menschen diesen Hang zum Bösen stets vor die Augen stellen; ihm die Ursachen entdecken, die ihn in besondern Fällen erwecken und in Thätigkeit bringen, und endlich ihm zeigen, wie er diesem Hange entgegen arbeiten soll. Dieß ist der Endzweck der Moral. Wir wollen uns bemühen ihm in einzelnen Aufsätzen so nahe zu kommen, als es einen Schriftsteller möglich ist, der nicht blos vor einer einzelnen Person, sondern vor einem ganzen Publikum einen Vortrag zu machen sich vornimmt. Wir binden uns an keine systematische Ordnung, und werden in der Wahl der Materien immer denen den Vorzug geben, welche uns die Wichtigsten zu seyn scheint, oder über welche in den Büchern am meisten irrige Begriffe zerstreut liegen.

II.

Einfluß des Beyspiels auf die Handlungen der Menschen.

Sowohl unter den verschiedenen Handlungen der Menschen als in der Art, wie sie dieselben verrichten, erblicket man viele Aehnlichkeit und Einförmigkeit. Der große Haufen geht stets auf dem Wege, worauf unsere Voraltern gegangen sind, und diese haben sich gleichfalls keinen neuen gebrochen, sondern wandelten auf einer Bahn, die sie schon betreten fanden.

Die erste Ursache dieser Einförmigkeit, die sich dem Menschen darbietet, der ihren Ursprung ergründen will, ist: weil alle Menschen überhaupt gleiche Triebe, gleiche Begierden, gleiche Leidenschaften haben. Wir fühlen alle ohne Ausnahme einen Hang nach sinnlichen Vergnügen; wir wünschten unser Verlangen zu be-

friedigen; wir thun es auch in manchen Fällen und würden es noch weit öfter thun, das heißt: es würde unter unsern Handlungen eine noch weit allgemeinere Aehnlichkeit und Einförmigkeit herrschen, wenn die Religion, die Urquelle aller Moral, dem allgemeinen Strome nicht einen Damm entgegensetzte, der Diejenigen, welche ihrer Stimme getreu sind, in ihrem Laufe zurück hält, und bey vielen Andern dessen Schnelligkeit wenigstens mäßigt.

Die Wirkung der Religion auf den Menschen ist ununterbrochen. So oft er eine unordentliche Begierde befriedigen will, läßt sich in seinem Herzen eine heimliche Stimme hören, die ihn ermahnt, daß die Handlung, wozu er einen Trieb fühlet, seinen Pflichten widerspricht. Allein nur Wenige geben dieser Stimme gehör, und bleiben ihren Pflichten getreu, ob sie gleich von der Wahrheit der Religion, und der Unordentlichkeit ihrer Handlungen überzeugt sind. Worinn liegt aber die Ursache, warum so wenige Menschen die Stimme ihres Gewissens anhören, und die reine Zufriedenheit, welche die Folge der Tugend ist, dem unlautern Vergnügen vorziehen, welches man bey Ausübung pflichtwidriger Handlungen genießt? Dies ist

eigentlich die Frage, welche wir uns zu beantworten vornehmen.

So lange der Mensch allein, und in sich selbst eingeschränkt ist, wird er keine gar große Schwierigkeiten empfinden, den Reizungen seiner Triebe zu widerstehen. Die Religion, welche ihm die Erfüllung seiner bösen Triebe untersagt, bietet ihm auch die Mittel an, mit welchen er ihren Vorschriften genüge leisten kann. Wenn er einige Zeit seinen Trieben, Begierden und Leidenschaften widersteht, so schlummern sie gleichsam ein, und je länger er so fortfährt, desto leiser werden ihre Anlockungen, und allmählig verlieren sie ihre Reize.

Tritt aber der Mensch aus seiner einsamen Lage heraus, und zerstreuet er sich wieder unter seine Mitmenschen, so regen sich seine Triebe, Begierden und Leidenschaften auch wieder auf; sie erwachen gleichsam aus ihren Schlummer, und wirken wieder mit voller Macht auf ihn; er fühlt wieder wie zuvor den Hang, der ihn nach unerlaubten Vergnügen lenkt, und nicht selten wird er von dessen Kraft hingerissen.

Die Ursache, welche in solchem Falle den Menschen in Thätigkeit setzet, und ihn zum Bö-

sen reizt, ist das Beyspiel. Dieses ist der nächste Beweggrund des Menschen, und die eigentliche Ursache jener Aehnlichkeit und Einförmigkeit, wovon wir oben geredet haben.

Wenn man einen andern sieht, eine Handlung ausüben, zu welcher man auch Neigung hat, so wird diese dadurch sehr aufgeweckt und gereizt, und man begeht die nämliche Handlung, ohne sie bevor zu prüfen, ohne zu untersuchen, ob sie gut oder böse sey, ob sie den Pflichten des Menschen angemessen sey, oder nicht.

Was man andere thun sieht, glaubt man sich berechtigt eben auch thun zu dürfen; ein jeder will im Bösesthun gleiche Rechte haben. Und wenn gleich den Menschen, ehe er zu handeln angefangen hat, das Gewissen an die Pflicht erinnert, so bekümmert er sich überhaupt wenig um diese Stimme. Wenn ein Anderer es thun kann, sagt er bey sich, warum soll ich es nicht auch thun können? Hat er mehr Recht dazu als ich? Will er nicht auch in Himmel kommen? So begeht man ohne weitere Ueberlegung das Böse blos darum, weil man es andere thun sieht.

Der Mensch ist äußerst geneigt Entschuldigungen für Handlungen zu ersinnen, wovon er

wohl ahndet, daß sie ihm vielleicht nicht erlaubt sind. Er hütet sich Untersuchungen darüber zu machen, weil er sich fürchtet, den Grund zu entdecken, der ihm dieselben verbietet. Er begnügt sich mit jedem Scheine von Recht, und dieses Recht glaubt er in dem Beyspiele zu finden.

So sehen wir z. B. so viele Leute, welche die Schauspiele besuchen, und noch niemals ernsthaft daran gedacht haben, ob etwa in denselben ihre Sitten nicht in Gefahr sind. Man trägt überhaupt kein Bedenken ohne Unterschied alle Bücher zu lesen, welche in die Hände gerathen, und man scheint es nicht einmal zu argwohnen, daß böse Bücher das Herz verderben und den Verstand verrücken. Man tritt in öffentliche Häuser und Plätze, wo Freude und Vergnügen wohnen; man läßt seinen Sinnen freyen Lauf, und befriedigt sie nach ihrem Verlangen, wie man es Andere auch thun sieht. Die Geschäfte seines Gewerbes, die Arbeiten seiner Kunst oder seines Handwerkes verrichtet man, wie man es an Andern sieht, die gleiches Gewerb, gleiche Kunst, gleiches Handwerk treiben; man bedient sich dabey ohne Unterschied aller üblichen Mittel, Kunstgriffe und Verdrehungen, ohne zu überlegen, ob sie sich mit

den Lehren der Moral genau vortragen. Bey Erfüllung seiner Standespflichten nimmt man mehr auf den eingeführten Gebrauch als auf die Pflichten selbst Rücksicht. Vorgesetzte verrichten überhaupt ihr Geschäft, wie es ihre Vorfahren verrichtet haben, und mit dem Amte haben sie von ihnen auch die Art geerbt, dessen Pflichten zu erfüllen. So eben ist es auch mit den Unterthanen, bey denen das Vorurtheil von Geschlecht zu Geschlecht übergeht: man müsse ihre Verordnungen nur in so weit erfüllen, als man dazu gleichsam gezwungen wird. Aeltern erziehen ihre Kinder, wie sie selbst erzogen worden sind, ohne sich zu befleißen die Fehler und Mängel ihrer Erziehung an ihren Kindern zu verbessern zu suchen. Das Beyspiel ist also im allgemeinen beynahe die einzige Richtschnur der menschlichen Handlungen.

Um den schädlichen Wirkungen des Beyspieles mit gutem Erfolge entgegen zu arbeiten, wird man am beßten thun, wenn man sich gewöhnt, seine alltäglichen Handlungen, jene auf welche man sonst am wenigsten aufmerksam ist, einer steten Prüfung zu unterwerfen. Die Berichtigung einer einzigen solcher Handlungen leitet oft zur Entdeckung der Mängel noch vieler Anderer, und allmählig gewöhnt man sich, sein

ganzes Betragen unter einem ganz andern Gesichtspunkte zu betrachten, als man bisher es zu thun gewohnt war; man lernt unter Handlungen arges zu vermuthen, wovon man nie ahndete, daß sie etwa noch einer Berichtigung fähig wären. Das Beyspiel, statt zur Nachahmung zu reizen, macht dann auf die Handlungen aufmerksam, die man von Andern ohne Ueberlegung und ohne Argwohn begehen sieht.

Aber wenn es ein Verbot den Moral ist, durch böse Beyspiele den Menschen zum Bösen zu reizen, so ist es auch Pflicht, ihn durch gute Beyspiele zur Ausübung des Guten zu bewegen und aufzumuntern. Das Verbot und die Pflicht haben gleichen Grund, und diese fließt aus jenem. Denn die Absicht des Verbotes ist, daß Niemand ein Hinderniß zu Erreichung des Endzweckes der Moral entgegensetze, desgleichen die Wirkung des bösen Beyspiels ist; und die Absicht der Pflicht ist, das Jedermann an der Beförderung dieses Zieles arbeite, folglich daß er durch gute Beyspiele auch Andere bewege nach diesem Ziele zu streben, welches desto vollkommener erfüllet wird, je mehrere dasselbe erreichen.

Das Verbot so wie die Pflicht verbindet die Menschen nicht auf eine gleiche Art, sondern

nach einem gewissen Verhältnisse, das heißt je näher die Verbindung zwischen dem Menschen ist, der das Beyspiel giebt, und jenem, der ihm nachfolgt, desto größer ist das Verbot oder die Pflicht. Die Ursache dessen ist offenbar; denn, wie man aus der Erfahrung weiß, je besser man einen Menschen kennt, je größer der Umgang ist, den man mit ihm pflegt, je näher die Verwandschaft ist, in welcher man mit ihm steht, je größer das Ansehen ist, welches er unter seinen Mitmenschen hat, desto kräftiger ist auch die Wirkungdes Beyspiels. Man richtet sich gerne nach seinen Freunden, und handelt wie sie; Kinder sehen ihre Aeltern wie Spiegel an, in welchen die Vorschriften ihres Betragens gemalt sind; Lehrlinge und Unterthanen rechtfertigen sich mit den Grundsätzen und dem Lebenswandel ihrer Lehrer und Vorgesetzten, da das Beyspiel eines Fremden einen weit geringern Eindruck macht, und weniger zur Nachahmung reizt.

III.

Ueber Revolutionsgeist in Bezug auf Moral.

Große Begebenheiten, die sich in der Welt ereignen; Schiffbrüche, wobey viele Manschaft und große Reichthümer zu Grunde gehen; Erdbeben oder Feuersbrünste, welche ganze Länder und Städte erschüttern, oder in Asche verwandeln; Kriege, deren Zweck und Folge ist, in den Staaten neue Gränzenlinien zu ziehen, erwecken allgemeine Aufmerksamkeit, und werden bey Zusammenkünften der Stoff aller Gespräche und Unterhaltungen.

Allein so viel auch von dergleichen Begebenheiten geschrieben und gesprochen wird, bleibt man dennoch immer, in Rücksicht auf sie, in einem gleichgültigen Zustande. Wenn auch die Gefühle und Bemerkungen, die man dabey empfindet und äußert, noch so theilnehmend zu

seyn scheinen, so sind sie es im Grunde doch immer sehr wenig; man bedauert mit blossen Worten, die Leute, die unglücklich geworden sind, und die ihr Vermögen und Leben verloren haben. Das Mitleiden, welches man etwa bey der Erzählung der Begebenheiten fühlet, erlöscht, so bald man aufhört, von der Sache zu sprechen.

Ist aber ein Volk in einem Staate aufgestanden, das aus Ueberdruß über seine bisherige Regierungsform dieselbe umzustürzen angefangen hat; das auf alles, was mit derselben in Verbindung stand, eine zerstörende Hand ausstrecket, und auf der ganzen Oberfläche des Staates Umsturz und Verwüstung verbreitet, so reizen sich auch die Geister aller Völker, zu denen die Dünste der Gährung gelangen, plötzlich auf. Ein äußerst thätiger Vorwitz ist die erste Wirkung der bekannt gewordenen Begebenheit, und die Theilnahme eines jeden Einzelnen nimmt von Tage zu Tage zu, je mehr der Gang der Sache in ihm die Hoffnung erwecket, daß die gegenwärtige Begebenheit etwa die Veranlassung zn einer ähnlichen seyn könnte, wo die eine oder die andere seiner Leidenschaften, vorzüglich aber sein wirkliches, oft erwünschtes, am öftesten aber blos eingebilde-

tes Interesse befriedigt werden möchte. Man ist nicht, wie bey oben erwähnten Begebenheiten in einem unthätigen Zustande, sondern beynahe jedermann wird aufgeregt, und er sieht die Sache an, gleichsam als wenn es seine eigene Sache wäre.

Erfahrung mehr als Vernunft beweißt einerseits, daß die Theilnahme, wovon wir reden, wenigstens unter dem Volke beynahe allgemein ist, und anderseits daß das Volk überhaupt nur an dem Theil nimmt, wo es sein Interesse zu finden hofft. Ein verborgener Eigennutz, welcher er immer seyn mag, ist also das Feuer, welches die Entzündung hervorbringt, die Triebfeder, welche alles in Bewegung setzt. Auch die entferntesten Völker, ob sie gleich durch eigene Mitwirkung den Gang der Sache weder befördern noch aufhalten können, und folglich ihrer Entfernung wegen sich wenig mit der Hoffnung täuschen dürfen, welche die nahe Nachbarschaft aufmuntert, fühlen auch die Wirkung des allgemeinen Triebes, und werden aus ihrem anschaulichen Zustande herausgerissen: so daß überhaupt bis auf eine gewisse Entfernung (ich nehme nur jene wenige aus, deren heitere und durch keine Leidenschaft benebelte Blicke bis auf die entferntesten Folgen dringen) eine Re

volution in den Geistern entsteht, die mit jener, welche das gährende Land selbst umkehrt, viele Aehnlichkeit hat.

Nun aber welcher ist der Einfluß dieses allgemeinen Revolutionsgeistes auf die Moralität, so wohl in dem Lande, wo die Gährung überall um sich greift und Verwüstung nach sich führt, als in den Staaten, wo sie blos in den Geistern existirt? Die Beantwortung dieser Frage ist der einzige Gegenstand dieses Aufsatzes.

Je heftiger ein Trieb ist, der den Menschen aus seiner gewöhnlichen Lage herausreißt, und seine Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand spannet, der mit seinem Interessé vielleicht verknüpfet seyn könnte, desto größer ist die Gefahr für seine Moralität. Der Gegenstand eines sehr heftigen Triebes kann niemals vollkommen rein seyn. Die Menschheit zusammen genommen gleicht einem großen Schiffe, wie ein gewisser Schriftsteller sehr richtig gesagt hat, dessen Ruder die Leidenschaften sind; diese allein bringen die Masse in Bewegung, und es ist natürlich, daß sie dieselbe nach einem Ziele führen, nach welchem sie sich selbst sehnen.

Aber ohne uns an Bildern zu verweilen, auf welche Mancher argwohnende Blicke wirft, aus Furcht von ihnen geblendet zu werden,

wollen wir blos die tägliche Erfahrung zu Rathe ziehen. Sie lehrt uns, daß der Eifer zum Guten selten groß, und noch seltner allgemein ist; wo man also einen großen Eifer erblicket, darf man ohne den Beweggrund, der die Triebfeder davon ist, aufgesucht zu haben, schon zum voraus ahnden, daß er sich nicht nach einem reinen und Leidenschaftsfreyen Ziele neigt. Die Moralität kann also dabey nicht außer Gefahr seyn.

Prüfet man aber die Handlungen des Menschen und bemühet man sich auf die Gründe zu dringen, welche ihn zum handeln bewegen, so wird man finden, daß diese Ahndung durch die Vernunft bestätigt und vergewissert wird. Interesse, sagt ein allgemeines Sprichwort, ist die Haupttriebfeder der menschlichen Handlungen. Wir wollen nun untersuchen, wie es den allgemeinen und heftigen Trieb erwecken kann, der bey Veranlassungen von Revolutionen statt hat, und der desto heftiger wüthet, als er dem Punkte näher ist, wo der Keim der Revolution sich entwickelt hat.

Das Interesse ist ein ordentliches meistens aber ein unordentliches Streben nach den Mitteln, sein Wohlseyn zustandezubringen oder es zu befördern. Ueberhaupt kann das Wohl-

seyn eines einzelnen Menschen nicht anders als auf Unkosten eines andern zustandegebracht oder befördert werden; das heißt: Niemand kann sein Vermögen vergrößern, ohne daß jenes eines oder mehrerer Andern um eben so viel verringert werde, als er erworben hat. Im Allgemeinen streiten also die Interesse der Menschen miteinander. Daher sind im Handel und Wandel Kunstgriffe, List und Betrug entstanden.

Das Streben nach dem Interesse kann im Zustande einer allgemeinen Ruhe nicht sehr heftig und gewaltsam seyn, weil ein jeder allein und für sich nach demselben strebt. Aber es kann Fälle geben, wo die meisten Glieder eines Staates sich einbilden, ihr Interesse sey gemeinschaflich und habe ein gleiches Ziel: dann streben sie miteinander nach demselben, und es entsteht der Trieb, wovon wir oben geredet haben, und dann eine Revolution. Dieß wollen wir noch näher bestimmen.

Man stellt z. B. den Bürgern eines Staates vor, daß die Vorgesetzten sie mit Steuern und Abgaben mehr belasten, als billig wäre. Ein jeder glaubt also sein Interesse zu finden, wenn er sich gegen dieselben auflehnt, und die Abstattung der Steuer verweigert. Es braucht oft zu einer Revolution nicht mehr als ein sol-

cher Schritt, wenn er gemeinschaftlich gemacht wird. Die Zusammenwirkung feuert bey jedem Einzelnen den Trieb nach einem vermeinten gemeinschaftlichen Interesse an, und so wird er heftig und allgemein. Daß aber dieser Trieb unmoralisch seyn muß, ist dadurch erweislich, weil er nicht auf die Verweigerung dessen, was etwa zu viel gefordert werden möchte, sondern auf Verweigerung des Ganzen zweckt, und weil er um sein Ziel zu erreichen den Gebrauch keiner Mittel scheuet, welche sie immer seyn mögen.

Es ist zwar dieß Interesse nicht bey allen Geldsucht oder Verbesserung ihrer Vermögensumstände. Manchmal ist es Ehrsucht, oder bloser Hang nach Veränderung, öfter aber eine dumpfe Eifersucht, welche bey dem Menschen natürlicher Weise rege wird, wenn er Vorgesetzten unterworfen seyn muß, die er so gerne als seines Gleichen ansieht.

Auf diesen letztern Umstand sollen vorzüglich jene Rücksicht nehmen, welche nach einer gewissen Prüfung sich von jenem gröbern Interesse rein finden, das blose Erweiterung ihrer Vermögengsumstände zum Ziele hat. Sie glauben deßwegen von den beßten Absichten beseelet zu seyn, weil sie sich immer auf das Zeugniß ih-

res Gewissens berufen, daß nicht Eigennutz sie leite, und folglich daß ihr Trieb nur Menschenwohl zum Gegenstande habe.

Aber wie vielfältig sind die Gestalten, unter welchen Eigennutz sich zu verbergen pflegt? Wenn man auch nicht mit andern Menschen in Rivalität steht; wenn man mit ihnen nicht nach eben demselben Ziele z. B. nach eben derselben Würde oder Amtsstelle, strebt, und über sie den Vorzug zu erringen sucht, so beleidiget oft Manches in ihrem Betragen, in der Verrichtung ihrer Amtesstellen, in ihrem Aufwande u. s. w. das Abneigung erwecket, dann in Haß und endlich in Eifersucht ausartet. Was Haß und Eifersucht unter den Menschen vermögen, weiß Jedermann; die geringste Folge davon ist, daß sie Mitleiden ersticken, wenn sie auch zu keiner unmittelbaren Schadenzufügung verleiten.

Ich glaube daher nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß wo Revolutionsgeist erweckt wird, niemals reine Absichten die Beweggründe sind, folglich, daß Moralität dabey immer beeinträchtigt wird. Ein Blick auf Frankreich wird diese Behauptung vollkommen bestätigen.

Wenn je ein Reich war, wo das Finanzwesen in übelm Rufe stand; wo über Bedrückung des Volkes mehr geklagt wurde; wo Schriftsteller Misbräuche und verschiedene Mängel der Regierungsform zur Last legten, dieselben mit Eifer und Uebertreibung rügten, und in einem äußerst häßlichen Lichte öffentlich aufstellten, folglich wo der Revolutionsgeist mehr aufgeweckt und in eine allgemeine Entflammung gebracht wurde, so geschah es unter unsern Augen in dem unglücklichen Frankreich. Hier hat Jedermann, dem die Geschichte der ältern Revolutionen von England, Polen, Portugall Schweden u. a. nicht bekannt ist, in der Erfahrung zur Genüge sehen können, wohin das aufgeregte und auf das nämliche Ziel gerichtete Interesse des Volkes endlich führt. Wer mit einem kaltblütigen und unparteyisch.n Blicke den Gang der Revolution beobachtet hat, war beständig im Falle zu sehen, wie die Moralität bey dem Einen vorsetzlicher Weise und aus einem alten Grunde von Sittenlosigkeit, bey dem Andern zufälliger Weise und durch die Wirkung der Umstände, und bey dem Dritten ohne sein Wissen und Willen beeinträchtigt worden ist. Es ist dabey eine sonderbare Mischung von Leidenschaften veranlaßt worden, weil doch

immer einzelne Intresse so gar Diejenigen von einander schieden, welche dem Gange der Revolution gemäß liefen, und dem allgemeinen Hange folgten. Dadurch ist unter den Banden der Verwandtschaft, Freundschaft, Bekanntschaft und sogar Feindschaft eine ganz neue Ordnung veranstaltet worden. Man sah in hundertfachen Beyspielen, Verwandte und Freunde sich durch Feindseligkeiten von einander entfernen, da man hingegen Feinde zusammenrücken sah, die zuvor die Blicke voneinander abwendeten, und sich wie verpestete Leute flohen.

Diese so entgegengesetzten Wirkungen konnten keine moralisch-gute Ursache haben; denn wenn Menschenliebe z. B. oder gemeinschaftliches Streben nach dem allgemeinen Beßten die Feinde miteinander ausgesöhnt hätte, wie hätten in diesem Falle Verwandte, Freunde und Bekannte sich verfeindseligen und voneinander scheiden können?

Dieß sey zwar, sagen Einige, so wie alles übrige, das man der Revolution zur Last legt, nicht die Wirkung der Revolution selbst, sondern blos eines unglücklichen und unvermeidlichen Zufalls. Einige Bösewichter, weil sie sich einen beträchtlichen Anhang zu gewinnen gewußt haben, benutzten diesen Kunstgriff zu ih-

rem Privatvortheile auf Unkosten des allgemeinen Beßtens, und gaben der Revolution eine schiefe Richtung. — Gut. Aus dieser Einwendung folgt also, daß in einem Lande, wo Revolution herrschet, die Bosheit in Oberhand kommen könne. Unter dieser Rücksicht allein wäre also Revolutionsgeist wenigstens sehr gefährlich, und folglich mit den Grundsätzen der reinen Moral nicht einstimmig, ob er gleich im Grunde einer guten Richtung fähig wäre.

Es kann aber in einer Revolution die Sache nicht wohl anders als eine schiefe Richtung nehmen. Der Mensch, wie wir schon gesagt haben, um das allgemeine Wohl zu befördern, geht überhaupt nicht mit einer solchen Thätigkeit zur Sache, die zur Betreibung einer Revolution erforderlich ist. Sein eigenes Wohlseyn ist seine erste Absicht, das allgemeine Beßte ist Nebenabsicht, und er betreibt es mit Ernste nur in so weit es mit seinem Wohlseyn bestehen kann. Nun aber wie ist möglich, daß das Beßte eines Staates mit dem Privatwohlseyn aller Bürger, wenigstens im Sinne, wie es ein jeder für sich versteht, zugleich befördert werden könne? Da also keine leidenschaftsfreye Menschen Revolutionen erwecken und ausführen, so können sie auch keine zweckmäßige Richtung nehmen.

Es mag zwar in einem Staate auch viele Bürger geben, die solche Großmuth und Uneigennützigkeit beseelt, daß sie mit beßtem Eifer jede Gelegenheit ergreifen, das allgemeine Wohl zu befördern. Aber eben diese nehmen keinen Antheil an einer Revolution oder höchstens nur so lange, bis sie den schiefen Gang wahrnehmen, und keine Hoffnung mehr haben, durch entgegengesetzte Bemühungen die Sache in ein zweckmäßiges Geleis zu bringen.

Unter den Theilnehmenden giebt es wieder zweyerley. Die Einen sind gutmeynend; sie suchen zwar bey Gelegenheit einer Revolution ihre Vermögensumstände zu verbessern, aber haben dabey die vorsetzliche und ausdrückliche Absicht, es nicht, auf Unkosten ihrer Mitbürger zustandezubringen, obschon, wie wir es oben bewiesen haben, es anders nicht geschehen könne. Es mangelt ihnen an den dazu gehörigen Einsichten. Die andern aber bergen sich selbst ihre Hoffnung nicht, in dem Getümmel einer allgemeinen Zerstörung die gute Gelegenheit nur für sich zu benutzen, und auf den Trümmern der Regierungsform, und aller einzelnen Vermögen, unermeßliche Schätze sich zu sammeln, wozu sie den großen Haufen als Werkzeug gebrauchen. Zur ersten Klasse ge-

hört der beßte Theil des Volkes. Die andere hingegen besteht aus jenen Unmenschen, die Mord und Raub nicht scheuen um ihre Plane durchzusetzen, und heute unter den Namen Jakobiner bekannt sind. Zur vollständigen Bekräftigung unserer Behauptung, daß Revolutionsgeist mit Moralität streite, wollen wir noch einige Bemerkungen aus der französischen Revolution herausheben.

Da der eigentliche Charakter einer Revolution ist, Alles, was steht, niederzureißen; Alles, was alt ist, mit Neuem zu ersetzen, so ist einleuchtend, daß in einem Staate, wo eine Revolution grassirt, die Religion uud die Moral auch niedergerissen und durch eine neue Religion und eine neue Moral ersetzet werden müssen. So haben wir gesehen, daß an die Stelle der alten katholischen Religion erstlich die Konstitutionelle, dann Ropespierre's neue Vernunftreligion getreten ist; die Moral, die man bis zu den Zeiten der Revolution auf öffentlichen Schulen und in Seminarien gelehrt hatte, wurde als Pfaffenerfindung erklärt, und man fand besser, sie in Legislation zu schmelzen. Die Lehren der Moral blieben also keine Grundsätze und allgemeine Wahrheiten mehr, die man theils aus der natürlichen und geoffenbarten

Religion und theils aus der Vernunft herleitete, sondern sie wurden in dem Saale der National-versammlung debattirt, und zu Dekreten gemacht. Dann las man für das erstemal in politischen Zeitungen, in Planen, welche in den Ausschuß der Gesetzgebung gewiesen wurden, in den Berichten und Gutachten dieses Ausschusses, und in den darauf erfolgten Berathschlagungen der Nationalversammlung, verschiedene Dissertationen über Aberglauben, Schwärmerey, Gottesverehrung, Ehescheidung, Pflichten des Ehestandes, Erziehung, Religionsunterricht, Vorurtheile u. s. f. Man hat sogar diese Materien auf den Zetteln lesen können, die man neben die Dekrete an die Häuser heftete, wo die Straßen sich durchkreuzen; und, wer wird es begreifen können, ich habe selbst auf dem Rande der neuen Brücke zu Paris einen Wasserträger neben einem Musikanten stehen gesehen; der erste las eine theologische Dissertation über die Unfehlbarkeit der Kirche und des Papstes herab, und nach jedem Absatze spielte der Musikant ein munters Stückchen, dann fuhr der andere wieder fort. Wie diese Dissertation beschaffen gewesen seyn mag, und ob auch Zuhörer da gewesen sind, wird jeder Leser selbst errathen können.

Ich könnte den schädlichen Einfluß einer politischen Revolution auf die Moral noch durch mehrere andere aus der französischen Revolution entlehnte Thatsachen beweisen; sie sind aber größtentheils schon bekannt, und wie wenig man darüber nachdenkt, so wird man finden, daß die Ursachen davon in der Natur jeder Revolution selbst liegen, und daß Immoralität eine nothwendige Folge davon ist.

Eine jede Revolution bringt allemal die Gemüther des großen Haufens in Gährung; diese ist die Wirkung des obenerwähnten Triebes, kraft dessen der Mensch Zwang, Einschränkung, Abhängigkeit von jeder Art flieht; das chimärische Bild einer gränzenlosen Glückseligkeit, nimmt seinen Geist vollkommen ein; und er beschäftigt sich ganz allein mit dem Gegenstande seiner Wünsche. Daß aber eine solche Glückseligkeit, wie sie der große Haufen in einem Staate wünscht, ein Unding sey, wird wohl Jedermann einsehen, der nicht mit einer Revolutionsbegeisterung befallen ist. Da also so lange die Revolution dauert, wie natürlich ist, dieses erwünschte Ziel nicht heranrückt, so glauben manche Revolutionisten, die unter den Theilnehmern eine dritte Klasse ausmachen, und zwischen die zwey oben festgesetzten gehören,

ihren Wünschen vorgreifen zu müssen; die Pflichten der Gerechtigkeit, der Dankbarkeit, der Ehrbarkeit, des Menschengefühls werden vergessen, und man überläßt sich wechselweise dem Genuße aller seiner Wünsche, das ist, aller seiner Leidenschaften.

Je geringer der Antheil ist, den Jemand an einer Revolution nimmt, desto weniger läßt er sich auch in die Excesse ein, welche nur von den Coripheen und ihren Consorten in vollem Maaße, ohne alle Einschränkungen und Rücksichten und mit einer Art von Wuth begangen werden. Es steht hier alles wie überall in einem gewissen Verhältnisse; daher auch Manches von dem, was wir oben gesagt haben, für einzelne Fälle mit gewissen Einschränkungen verstanden werden muß. Wie gering aber der Antheil ist, den ein einzelner Mann am Geschäfte nimmt, wenn es schon im Gange ist, so wird doch immer seine Moralität nach Verhältniß beeinträchtigt werden. Daher hat man in Frankreich Leute gesehen, welche man vor der Revolution unter die Rechtschaffenen zählte, sich in manchen Fällen der Mittel bedienen, die ihnen die Revolution darboth, um ihre Rache, ihre Eifersucht, ihren Eigennutz zu befriedigen.

IV.

Worin besteht wahre Tugend?

Wenn der Mensch, der seine Pflichten kennt, und sich aufrichtig und eifrig bestrebt, sie nach den Vorschriften der Moral, zu allen Zeiten und in allen Umständen zu erfüllen; wenn er niemals seine Neigung oder seinen eigenen Willen, sondern blos die göttlichen Anordnungen vor Augen hat, so fühlt er bey Ausübung derselben eine gewisse Mühe und eine Art von Widerwillen, der ihn einigermaßen davon abhält; und wenn es blos auf ihn ankäme, so möchte er lieber dieselben unterlassen, um den Trieben zu folgen, welche sich in ihm aufregen. Die Neigungen unsers Herzens stehen überhaupt mit unsern Pflichten in einer Art von Widerspruche; denn das Ziel der Erstern ist sinnliches Vergnügen, und die Folge davon ist Unzufriedenheit, da das Ziel der Letztern reines Vergnügen und die Folge Zufriedenheit ist.

Wenn die Triebe, welche den Menschen zum handeln bewegen, ihn nicht reizten von seiner Bestimmung abzuweichen, und Werke zu verrichten, welche den Vorschriften der Moral zuwider sind, so würde er unabläßig nach dem reinen Vergnügen und der Zufriedenheit streben, welche das Bewußtseyn seine Pflichten erfüllet zu haben, dem Menschen gewährt. Allein die Erfahrung lehrt, und Jedermann wird es schon oft an sich selbst wahrgenommen haben, daß man überhaupt seine Pflichten nicht ohne Mühe und Ueberwindung erfülle, und man würde sie auch unterlassen, wenn man nicht durch das Gesetz, durch den Willen Gottes zur Ausübnng derselben genöthigt würde. Die Betrachtung dieses Beweggrundes, gegen welchen er tiefe Hochachtung heget, bewirket bey ihm, daß er ohngeachtet seiner Mühe und seines Widerwillens seine Neigungen bekämpfet und unterdrückt, um dem Gesetze genüge zu leisten.

Eben diese Achtung des Menschen gegen seine Pflichten, kraft deren er die erwähnte Mühe nicht scheut, welche mit ihrer Verrichtung verbunden ist, heißt man Tugend. Je größer und reiner die Achtung des Menschen gegen seine Pflichten ist, desto weniger nimmt er auf die Mühe und den Widerwillen Rücksicht, der

ihn davon abwenden könnte, desto größer ist aber auch seine Tugend. Die Wesenheit der Tugend, ihr Werth und ihr Verdienst liegen also eigentlich nicht soviel in der Handlung selbst, als in der Achtung gegen die Pflicht, in der Bereitwilligkeit, sie zu erfüllen, wenn gleich Hindernisse von aller Art der Ausübung derselben entgegen stehen. Daher kann auch geschehen, wie wir bald sehen werden, daß der Mensch gewisse Handlungen aus reinen Absichten und gegen die Neigungen seiner Sinne verrichte, die an sich nicht gut sind, und wegen derer er doch das Lob der Tugend verdient.

Es entsteht z. B. bey einem Menschen ein Trieb, einen Ort zu besuchen, wo er zum voraus weis, oder wenigstens Ursache zu vermuthen hat, daß er für ihn eine nächste Gelegenheit zur Sünde seyn wird. Seine Pflicht erinnert ihn, daß er verbunden ist, alle Gefahren zu vermeiden; weil derjenige, der die Gefahr liebt, in derselben zu Grunde gehen wird. Hat er eine so große Verehrung gegen seine Pflichten, daß er bey der ersten Erinnerung an dieselben seine Neigung großmüthig aufopfert, und durch kein Zureden, keine eigennützige Hoffnung, keinen Diensteseifer sich bewegen ließe,

sie auf je eine Art zu befriedigen, so hat seine Tugend die höchste Stufe erreicht.

Nun verliert sie von ihrem Werthe, je weniger großmüthig das Opfer gewesen ist; je mehrere Ausflüchten der Mensch zu ersinnen sich bestrebet, um sich dadurch etwa entschuldigen zu können, falls er seine Neigung befriedigte; oder je öfter sein Opfer in ihm eine Art von Reue erwecket, eine so gute Gelegenheit versäumt zu haben, ein sinnliches Vergnügen zu genießen.

Je mehr also diese Großmuth abnimmt, desto mehr verliert auch die Tugend von ihrem Werthe, wenn schon die Handlung die nämliche bleibt. Wenn wir also das Gute und pflichtmäßige verrichten, nicht weil es Pflicht ist, sondern weil es mit unserm Temperamente, mit unserer Erziehung, mit eingeführten Gebräuchen und Gewohnheiten, mit unserm Stande, oder etwa mit andern bösen Neigungen übereinkommt, welche durch die Verrichtung gewisser guten Handlungen befriediget werden, so haben wir keine Tugend ausgeübt. Dem Menschen, der sich z. B. enthält, den Ort zu besuchen, wovon oben die Rede war, weil sein Eigennutz dabey leiden müßte, oder weil er es unter seiner Würde hält, oder weil er sich einer

zuverläßigen Strafe aussetzen würde, u. s. w. kann diese, obgleich an sich gute Handlung, nicht als ein gutes Werk, als eine Tugend verrechnet werden, weil nicht Verehrung des Gesetzes, des göttlichen Willens, sondern Eigennutz, Stolz, Furcht vor der Strafe ihn von dem Uebel abgehalten hat.

Daher sich durch öffentliche gute Handlungen bekannt machen, um sich Bewunderung und den Ruhm eines tugendhaften Mannes zu erwerben; seinem Amte wohl verstehen, um noch ein Einträglichers dadurch zu erhalten; von Jedermann Gutes reden, um wieder vor Jedermann gelobt zu werden; sein Vermögen zu Gutthaten anwenden, um den Namen eines Freygebigen und Wohlthäters zu erlangen; bey großen Verdiensten demüthig seyn, um seine Verdienste noch bewundernswürdiger zu machen; die Rache ersticken, weil man zaghaft ist; die Ausschweifungen der Wollust fliehen, blos weil man die Schande der Wollust oder die oft daraus entstehenden Krankheiten scheut; die guten Sitten lieben, weil man in einem Hause lebt, wo sie angesehen sind; Dienstfertigkeit und Treue beobachten, weil sie Freunde und Gönner verschaffen; Wittwen und Waisen ernähren mit der znverläßigen Hoffnung, daß Gott es uns

Stadtbibliothek
Augsburg

in zeitlichen Gütern zehnfach ergelten wird; den Ehrgeiz fliehen, weil man die Bequemlichkeit liebt, und den Geldgeiz, weil man die Ehre liebt, den Eigensinn, weil er uns lächerlich, und die Schmähsucht, weil sie uns bey Andern verhaßt macht; die Trunkenheit meiden, weil sie uns eine Krankheit zuziehen könnte; geduldig seyn, um sich dadurch eine große Erbschaft zu erschmeicheln; und noch tausend solche Handlungen, welche die äußere Gestalt der Tugend haben, sind keine Tugenden, weil sie nicht aus der reinen Absicht, seine Pflicht zu erfüllen, verrichtet werden. Wenn man sie etwas genauer prüft, so wird man finden, daß sie eine geschmückte Selbstliebe sind, und daß man dabey nicht seinen Gott sondern sich selbst zur Absicht hat.

Wie passend ist hier der Ausspruch des Apostels Paulus, der den Gebrauch der rühmlichsten Eigenschaften und Wundergaben und die Ausübung der größten Thaten zum Beßten der Andern, ob sie gleich die Welt für Tugend bewundert, für elend und nichtig erklärt, wenn sie blos aus eigennützigen und selbstsüchtigen Absichten verrichtet werden. — Wenn ich die Sprachen der Menschen und Engel redete, sagt er *)

*) 1. Brief an die Korinther 13. K. 1. 2. V.

„und hätte keine Liebe, so wäre ich wie ein tö-
„nendes Erzt und eine klingende Schelle. Wenn
„ich weißsagen könnte, alle Geheimnisse wüßte,
„alle Kenntnisse besäße, und einen so starken
„Glauben hätte, daß ich Berge versetzen könnte,
„hätte aber keine Liebe, so wäre ich nichts.
„Und wenn ich all mein Hab und Gut unter
„Andere austheilte, und meinen Leib brennen
„ließe, hätte aber keine Liebe, so wäre mirs
„nichts nütze.“ Hieraus erhellet also, wie
wir schon gesagt haben, daß die Tugend nicht
so viel in der Ausübung der Handlung als in
Absicht, in der Bereitwilligkeit, in der Achtung
seiner Pflicht und in der Verehrung seines ober-
sten Gesetzgebers liege.

Vermeinte Tugenden, die nur die äußere
Gestalt der Tugend, aber nicht den innern Ge-
halt haben, sind sehr allgemein; man befleißt
sich überhaupt mehr für die Menschen, oder für
sich als für Gott tugendhaft zu seyn. Leute, die
aus Gewohnheit sich in einen Lebenswandel ge-
fügt haben, der mit keinen großen Lastern und
Ausschweifungen sich verträgt, üben am mei-
sten dergleichen Tugenden aus, welche ein blo-
ses tönendes Erzt, eine klingende Schelle sind.
Denn wer aus alltäglicher Gewohnheit handelt,

handelt auch mit vieler Leichtigkeit, folglich ohne Mühe, ohne Ueberwindung, ohne Selbstprüfung, ohne Tugend.

Woran kann man aber erkennen, ob die Tugend wahre Ueberwindung seiner selbst, blos um der Pflicht willen, sey; oder ob man nicht etwa nur darum eine seiner bösen Neigungen bekämpft, um eine andere eben auch böse Neigung zu befriedigen, zu der man einen größern Hang fühlet, und die mit der Erstern im Widerspruche ist? — Z. B. Hang zum Wohlleben und Geiz sind beyde böse Neigungen. Aus der Ueberwindung der Erstern entsteht Genügsamkeit: aber die Andere wird dabey befriediget. Wie kann nun in solchem Falle die Genügsamkeit zur Tugend erhoben werden? Die Absicht allein entscheidet hier. Ueberwinde ich den Hang zum Wohlleben blos aus der Absicht, die Tugend der Genügsamkeit auszuüben, weil ich diese Tugend vorzüglich verehre, welche durch die Abtödtung der Sinne und Begierlichkeiten noch zu vielen andern Tugenden den Weg bahnt; und fühle ich dabey kein Nebenvergnügen, ein ohne das hinreichendes oder gar überflüßiges Vermögen erspart zu haben, so ist meine Genügsamkeit eine Tugend. Man wird sich aber am beßten davon überzeugen können, wenn

man alles dadurch ersparte Geld den Armen freywillig und aus einer übernatürlichen Absicht austheilt, oder wenn man sich in Gelegenheiten befindet, wo man auf anderer Leute Unkosten seine Begierlichkeiten nach Essen und Trinken befriedigen könnte, und nicht etwa aus menschlichem Ansehen, sondern blos um sich abzutödten, sich von Speisen enthält, welche über das Maaß hinausreichen, das man zu nehmen gewohnt ist. Nur nach einer solchen Prüfnng darf man sich mit Gründen schmeicheln, die Tugend der Genügsamkeit ausgeübt zu haben, weil man dabey große Mühe empfunden hat, und sich überdieß in einem Falle hat überwinden müssen, wo die Anfechtungen am stärksten waren.

Man nimmt überhaupt bey Beurtheilung der Tugend auf diesen Umstand so wenig Rücksicht, daß man nicht selten, blose Gaben der Natur, gewisse erworbene Geistesfähigkeiten, Talenten, Vortheile der Geburt u. s. f. so wohl an seiner eigenen Person als an Andern für gewisse Arten von Tugenden ansieht. Was glänzet, das bewundert man; und was man bewundert, hält man gern für Tugend. Wir wollen hierüber die allgemeinen Begriffe erläutern, und die Kennzeichen darstellen, mittels

welcher man eine wahre Tugend von dem, was sie nicht ist, leicht unterscheiden könne.

Außerdem, daß die Vernunft allein schon lehret, daß man sich selbst oder einem andern Menschen nicht als eine Tugend verrechnen kann, was man selbst empfangen hat, so ist noch in dem Herzen eines jeden eine gewisse Empfindung eingegraben, welche ihm fühlen läßt, ob dasjenige, welches er an sich oder an Andern rühmt, wahrer Achtung werth sey; ob es von der Verehrung seiner Pflichten von seinem Bestreben nach Vollkommenheit, und nicht von Natur, von Stolze, von Ehrsucht u. s. w. herrühre. Wo wahre Tugend ist, fühlet das Herz nicht Bewunderung, sondern vielmehr eine Hochachtung, die es nur dem Verdienste schenket. Der Eindruck, den wahre Tugend in einem Herzen veranlaßt, löschet sich nicht bald aus; er zwingt sogar von dem verdorbensten Herzen ungetheilte Verehrung ab, und läßt diesem keine Seite erblicken, die ihren Glanz verdunkeln könnte: was die Bösen an der Tugend immer sehr eifrig aufsuchen, um dadurch ihre Laster einigermaßen zu rechtfertigen. Die falsche und täuschende Tugend hingegen macht einen Eindruck, der sich bald wieder auslöschet, theils weil nach verschwundener Täu=

schung entgegengesetzte Eindrücke entstehen, theils weil man selbst auf den Grund der falschen Tugenden gelangt, und entdeckt, daß unreine Absichten sie erzeugt haben, oder daß das glänzende blose Naturgabe sey. Diesen Punkt, den man mehr fühlt als erkennt, wollen wir durch Beyspiele vollends erklären.

Man denke sich einen Menschen, der sein Vermögen mit den Armen theilt; der durch beträchtliche Allmosen in allgemeinen guten Ruf kommt; der auf eigene Unkosten öffentliche Anstalten errichten läßt, wodurch der Bedürftige gegen die Armuth geschützet wird; der hilflose Kinder unterrichten und in Stand setzen läßt, sich mit der Zeit selbst in der Gesellschaft fortzubringen, u. s. f. Diesen Menschenfreund wird gewiß jedermann bewundern; allgemeines Lob wird ihn in allen seinen Unternehmungen begleiten; in allen Gesellschaften, bey allen Zusammenkünften wird man sich und dem Staate Glück wünschen, daß er einen solchen Menschenfreund in seinem Schooße besitzt.

Man entdecke aber nach der Hand, daß eine heimliche Ehrsucht die Triebfeder dieser schönen Einrichtungen ist. Oder gewisse aber unbedeutende Hindernisse, welche die Bosheit ihm entgegen stellet; Tadelsucht einiger Beneider, wel-

che sich verdemüthigt finden, und noch manche andere dergleichen Beleidigungen, welche in solchen Fällen unausbleiblich sind, erkalten den Eifer des Wohlthäters. Oder man hat Ursache zu vermuthen, daß er nur säe, um desto mehr einzuärndten; daß er sich dadurch den Weg zu einer hohen und einträglichen Stelle im Staate bahnen will, u. s. f. Was wird man dann denken? Welche Empfindungen werden an die Stelle Jener treten, welche seine vermeinte Freygebigkeit und Großmnth anfänglich erreget haben? Der ganze Glanz verschwindet, und man sieht nur Ehrsucht, Heucheley und unlautere Absichten in Handlungen, welche sonst äußerst selten unter den Menschen sich ereignen, und, so oft sie für rein erkannt werden, sich eine unbegränzte Bewunderung und Hochachtung zuziehen.

Man stelle sich ferner einen Mann vor, welcher nicht in dem Rufe eines sehr religiösen und frommen Lebens steht, der für Menschenunglück wenig Gefühl hat; der in Allem, was er thut, nur Eigennutz oder Ehrsucht zur Absicht hat; dessen Untergebene sich ohne Rücksichten nach seinem Willen beugen müssen; der sich keiner Vernünftigen Einschränkung seiner Begierden, keiner göttlichen höhern Bestimmung, in Hinsicht auf den Gebrauch seinen Fähigkei-

ten und Seelenkräfte unterwerfen will. Dann gebe man ihm die größten Gaben des Verstandes, die schärfesten Einsichten in alle menschlichen Künste und Wissenschaften, das glücklichste Gedächtniß, die lebhafteste Einbildungskraft, die größten Reichthümer, den schönsten Körper die festeste Gesundheit, Stärke, Muth, Tapferkeit und Entschließung in Gefahren. Man denke sich aber auch dabey, wie er alle diese Gaben und Eigenschaften nur für sich, oder wenn es für Andere geschieht, nur aus Ehrsucht oder Eigennutz anwendet; keinem Menschen unentgeldlich dient; Niemanden auch seinen Freund oder Verwandten glücklich machet, wenn es ihm Mühe kostet; der Alles nur auf sich bezieht, und Niemanden nicht einmal Gott etwas zu verdanken haben will.

Wer wird wohl in der Menschenfreundlichkeit und Freygebigkeit des Erstern und an den Geistesgaben und Talenten des Andern wahre Tugend erkennen? Bey dem Erstern ist es ein falscher Schein von Tugend, der für einen Augenblick täuschet; es ist eine Wohlthat, die man ohne Dankbarkeit genießt, eben darum weil sie keine Tugend ist, weil sie nicht die Wirkung einer Selbstaufopferung, eines reinen Menschengefühls, sondern der Ehrsucht, einer ver=

deckten Absicht, einer heimlichen Hoffnung ist, das mit vollen Händen ausgestreute Geld wieder zehnfach einzusammeln.

Den Fähigkeiten des Andern schenket man zwar eine Art von Bewunderung, weil sie selten sind, und weil man überhaupt das Seltne zu bewundern geneigt ist. Aber unser Herz verweigert ihnen eine Verehrung, die es allein der wahren Tugend vorbehält.

Gleichwie eine für sich betrachtete Handlung gut seyn kann, ohne daß zur Ausübung derselben Tugend erfordert werde, wie wir von der oben erwähnten Freygebigkeit gesehen haben, eben also kann eine an sich nicht gute Handlung einen gewissen Grad von Tugend von dem Menschen erheischen, der sie ausübet, weil sie ihn zu einem Opfer nöthiget, das ohne Großmuth, ohne tiefe Verehrung gegen eine vermeinte Pflicht nicht vollbracht werden kann. Der Mensch, welcher dergleichen Werke in guter Meynung, und mit guten Absichten verrichtet, verdient Lob, wie wenn seine Handlung an an sich gut gewesen wäre. Wir setzen aber voraus, daß die Unwissenheit des Handelnden, wovon wir reden, nicht vorsetzlich und sträflich ist; denn in solchem Falle hätte er zu seiner Rechtfertigung eben so wenige Entschuldigungsgründe

als z. B. der Trunkene, dessen Verstand, so lange er von den Dünsten des Trankes benebelt ist, von der Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit einer Handlung nicht urtheilen kann.

Es wird z. B. nach einem hitzigen Treffen in einem Kriege einem Streiter gesagt, daß sein Bruder oder sein beßter Freund auf dem Kampfplaze liegt, und wegen der Schmerzen eines abgeschossenen Arms, Jedermann, wie manchmal der Fall sich ereignet, bittet, seinem Schmerzen ein Ende zu machen, und ihn vollends zu tödten. Dieser Streiter, der schon außer Gefahr ist, von Mitleiden ganz durchdrungen, läuft wieder unter dem Kanonenregen auf den Kampfplatz zurück, um das Verlangen seines Bruders oder Freundes zu erfüllen.

Es ist offenbar, daß er eine an sich verbotene Handlung ausgeübt hat: denn Niemanden ist erlaubt, einen Andern auf sein Bitten zu tödten, wenn die Schmerzen, die er leidet, noch so groß sind. Allein weil der Kämpfer sein Leben selbst in Gefahr gesetzt, folglich ein großes Opfer vollbracht hat, um ein vermeintes gutes Werk auszuüben, so kann ihm auch das Lob einer großen Tugend nicht abgesprochen werden.

Die Handlungen von dieser Art sind aber äußerst selten, und es ist sehr leicht, sie mit an=

dern zu verwechseln, welche zwar auch von Muth, Entschlossenheit, Uneigennützigkeit, Menschengefühl u. s. w. erzeugt worden sind, aber nicht Verehrung eines vermeinten Gesetzes, des falschverstandenen göttlichen Willens zum Zwecke haben. Zu diesen Letztern gehören vorzüglich die Thaten und Handlungen der Romanenhelden, welchen eine gewisse Art von Lesern so viele Bewunderung schenket. Sie haben einen täuschenden Schein von moralischen Handlungen, aber wenn man sie genau prüfet, so sind sie blose Mittel um zur Befriedigung einer Leidenschaft zu gelangen, die man mit einem Scheine von Tugend zu beschönigen sucht.

Die wahre Tugend besteht also in der Achtung gegen seine Pflicht, gegen den göttlichen Willen, in der Ueberwindung der Mühe und des Widerwillens, den man bey der Ausübung einer Handlung fühlet, welche mit unsern Begierden und natürlichen Neigungen streitet, und den Menschen zu seinem ewigen Ziele führt.

V.

Was ist falsche Tugend (Schwärmerey)?

Schwärmerey ist überhaupt ein Trieb, der den Menschen zu Handlungen bewegt, welche für Denjenigen, der sie ausübt, einen Schein von Gesetzmäßigkeit haben. Die Einbildungskraft verrichtet dabey das Meiste; sie erweckt in ihm lebhafte Gefühle, welche seinen Geist mit großer Heftigkeit an den Gegenstand binden, welchen die Einbildungskraft ihm vorstellt.

Die Schwärmerey oder der Fanatism ist verschieden, je nachdem der Grund, welcher den Trieb erzeugt hat, und der Gegenstand, auf welchen er sich richtet, verschieden sind. Denkt z. B. der Mensch an zeitliche Glückseligkeit, und an die Mittel zu derselben zu gelangen, und richtet er in dieser Absicht seine Aufmerksamkeit auf die Regierung, oder auf die Staatsverfassung, so werden sich seinem Geiste, wenn sein Eifer groß ist, und lebhafte Gefühle in ihm

entstehen, gewisse Misbräuche einzelner Amtsvertreter mit lebhaften Farben vorstellen; er wird sie als Hindernisse dieser Glückseligkeit ansehen, welche seinen Verstand so sehr beschäftiget. Dann ohne zu untersuchen, ob es die wahren und einzigen Hindernisse sind, und ob durch ihre Wegräumung sein beabsichtetes Ziel zur Wirklichkeit gebracht werden könne, wird er einen heftigen Trieb fühlen, die vermeinten Hindernisse der allgemeinen Glückseligkeit zu vernichten. In dem Gebrauche der Mittel, womit er versuchen wird, sein Vorhaben in Erfüllung zu bringen, wird er eben so wenig untersuchen, ob sie recht- und zweckmäßig sind, und ob sie nicht nothwendiger Weise Folgen nach sich ziehen werden, welche anstatt ihn zu seinem Ziele zu führen, ihn immer mehr davon entfernen, als er während des Brausens seiner Einbidungskraft wenig daran gedacht hat, ob er etwa in der Erkenntniß der Hindernisse nicht irre. Er folgt blindlings dem Triebe, der ihn in Bewegung setzt, und wendet Alles an, was er nothwendig zu seyn glaubt, um die vermeinten Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Dieß ist politische Schwärmerey, weil der Beweggrund und der Gegenstand sich auf Politik beziehen.

Wird er aber von einem Triebe beseelt, von welchem er meynt, daß er ihn zu gewissen Handlungen, zu einem Lebenswandel lenkt, wodurch er sich ein Verdienst vor Gott zu erlangen hofft, da er im Grunde nur der Leitung einer Einbildungskraft folgt, die selbst von Neigungen erzeugt worden ist, welche blos einen falschen Schein zu ihrer Rechtfertigung aufweisen können, dann ist es moralische Schwärmerey, falsche Tugend, weil der Beweggrund und der Gegenstand moralisch sind.

Es liegt nicht in unserm Plane von der Schwärmerey der ersten Art zu handeln, und sie durch Erläuterung der Begriffe und Darstellung in der Ausübung etwas mehr auseinander zu setzen. Wir beschränken unsere Untersuchungen blos auf die Schwärmerey der zweyten Art. Wir wollen ihre Wesenheit aufforschen und sie näher bestimmen, um von der christlichen Moral und vorzüglich von jener der katholischen Religion einige Vorwürfe abzuwälzen, welche ihr von den heutigen Philosophen eben aus einer philosophischen Schwärmerey zur Last gelegt werden.

Die moralische Schwärmerey ist den Grundsätzen zufolge, welche wir eben festgestellt haben, die Erfüllung einer vermeinten Pflicht;

sie ist eine falschverstandene Tugend, zu deren Ausübung man nicht aus reinen Absichten, dem Gesetze Gottes gemäß zu handeln, sich entschließt, sondern nur um eigene Neigungen zu befriedigen, die man nicht geprüft hat, und welche einer überspannten Einbildungskraft den blendenden Schein einer Pflicht, einer Tugend, vorstellen.

Die falsche Tugend hat also für denjenigen, der sie ausübt, eine Art von Aehnlichkeit mit der wahren Tugend, weil sie all ihr Aeußerliches hat. Beyde sind voneinander nur in der Natur des Beweggrundes unterscheiden, der zur Ausübung antreibt. Damit man in den Stand gesetzt werde, diesen Unterschied wahrzunehmen, und die Gränzlinie zwischen beyden zu ziehen, untersuche man nur, ob die Person z. B. deren Handlungen man prüfen will, gleiche Achtung, gleiche Verehrung gegen alle ihre Pflichten hege. Dieß ist das Kriterium, der beßte Maaßstab, woran man berechnen kann, ob eine Handlung wahre, oder falsche Tugend sey.

Es ist einleuchtend, daß Gott, da er dem Menschen Gesetze vorschrieb, welche die Sammlung seiner Pflichten, den Inhalt der Moral ausmachen, nicht zur Absicht gehabt haben kann, daß er davon nur so Viele erfüllen könne,

als er will, oder nur jene, die ihm am wenigsten beschwerlich, seinen Temperamente mehr angemessen sind, und sich mit der Lage am beßten vertragen, in welcher er sich befindet. Eine solche Voraussetzung widerspricht der hohen Weisheit Gottes, und führet schnurgerad zum Indifferentismus, welcher der Willkühr des Menschen überläßt, von den Pflichten der geoffenbarten Religion zu erfüllen, so viele er will und wie er will.

Anders verhält es sich mit jenen erhabenern Tugenden, in deren Erfüllung die Vollkommenheit besteht. Obgleich ihr Zweck, wie jener der Pflichten des Menschen sey, ihn zu seiner ewigen Bestimmung zu führen, so können sie nicht zu den Pflichten gereichet werden, weil sie nicht allgemein sind, und die Ausübung jedermann freygestellt wird. Daher heißt man sie evangelische Räthe. Wir werden hievon noch mehrers weiter unten an seinem Orte sagen.

Diesen Grundsätzen zu Folge kann also wahre und vollkommene Tugend nur bestehen, wenn der Mensch alle seine Pflichten, ohne Unterschied und Ausnahme, mit gleichem Eifer und gleichem Fleiße zu erfüllen sich bemühet, und wenn er sich nach Kräften bestrebt, auch Diejenigen zu erkennen, welche er aus Unwissenheit oder Un=

achtsamkeit zu erfüllen etwa versäumt. Falsche Tugend, Schwärmerey, Fanatism hingegen ist heftiges Bestreben eine vermeinte oder falschverstandene Pflicht mit Aufopferung mehrerer wahren Pflichten zu vollziehen.

Fanatiker sind demnach die Juden, welche gewisse Absichtlose und itzt unnütz gewordene Ceremonien und Gebräuche ihres Gesetzes immerfort mit knechtlicher Genauigkeit erfüllen, und auf einer andern Seite kein Bedenken tragen, den abscheulichsten Wucher zu treiben, um durch die schändlichsten Listbetrüge die Christen, ihre Nebenmenschen, um ihr Vermögen zu bringen.

Fanatiker sind die Anhänger einiger Sekten, welche mit dem Scheine der strengsten Buße in der Gesellschaft umhergehen, ihren Nebenmenschen in manchen Fällen mit Sanftmuth, Liebe und Uneigennützigkeit begegnen, ihnen sogar zuweilen ansehnliche Dienste leisten, aber wo sie nicht unter den Augen gewisser Beobachter sind, die sie scheuen, und mit ihnen in keinem Verhältnisse stehen, die schändlichsten Laster ausüben.

Fanatiker sind jene Geitzigen, welche aus einer falschverstandenen Sparsamkeit und übertriebener Vorsichtigkeit, oder um Erben zu bereichern, die es nicht brauchen, sich das Noth-

wendige versagen, den Bedürftigen und Hilfslosen nicht mit Verhältnißmäßigen Beyträgen und Aufopferungen unterstützen, ihr Herz auf eine unordentliche Weise an Reichthümer heften, und niederträchtige Sclaven ihrer Schätze werden.

Fanatiker sind jene Ruhmsüchtigen, welche um eine kleine, meistentheils blos vermeinte, Unbild zu rächen, wodurch sie ihre Ehre verletzt zu seyn glauben, ihren Beleidiger zu einem Zweykampfe herausfordern, und so allen Pflichten der Menschenliebe, der Selbsterhaltung der ganzen Moral auf einmal Hohn sprechen u. s. w.

Gleichwie die wahre Tugend, wie wir es weiter oben gezeigt haben, dem äußern Scheine nach viele Aehnlichkeit mit dem Fanatism hat, eben so gleicht dieser unter einigen Rücksichten mit der Irrtugend, welche darin besteht, daß man aus Unwissenheit und mit guter Meynung eine Handlung verrichte, welche man für eine Tugend hält, und die oft mehr Laster als Tugend ist. Zu dieser Klasse gehört z. B. die Handlung des Streiters, wovon wir im vorhergehenden Aufsatze, Seite 47 geredet haben, der aus Mitleiden gegen seinen Mitbruder, und um den Schmerzen, die er wegen eines abgeschossnen Armes litt, ein Ende zu machen, ihm

vollends das Leben benahm. Der Beweggrund, der diesen Mann zu seiner Handlung antrieb, war thätiges Mitleiden; er war gut an sich, nur die Anwendung, die er davon machte, war nicht gut. Wenn er also, wie wir voraussetzen, aus reiner Absicht und mit einer unsträflichen Unwissenheit gehandelt hat, so kann man ihn nicht des Fanatisms beschuldigen; denn nicht eine überspannte, und von einer unlautern Absicht geleitete Einbildungskraft, sondern bloßer Irrthum verleitete ihn zu einer Handlung, die er als ein Werk der Barmherzigkeit ansah.

Nun wollen wir zu unserm eigentlichen Gegenstande wieder zurückkehren und untersuchen, ob die Martyrer der katholischen Religion, die Mönche, die Ordensgeistlichen, und die Klosterfrauen auch zur Zahl der Fanatiker gehören, und ob sie, wie die Philosophen behaupten, durch ihren Stand sich in die Unmöglichkeit versetzen, die ersten und dringendsten Pflichten des Menschen, jene der Gesellschaft, zu erfüllen.

Die Martyrer waren Männer, welche von der Wahrheit der Religion, die das Ziel ihrer obern Bestimmung ist, überzeugt waren. Sie wußten, daß sie durch die Religion allein zu jener ewigen Glückseligkeit gelangen konnten, die ihnen Gott versprochen hat, und die der Ge=

genstand aller ihrer Wünsche war; sie wußten, daß durch Verläugnung ihrer Religion, wozu sie aufgefordert wurden, sie ihr Ziel verfehlen, ihren Gott beleidigen, und folglich allen ihren Pflichten entgegen handeln würden. Nicht erhitzte Einbildungskraft, sondern kaltblütiges Nachdenken über ihre Pflichten war der Grund, der sie zum Widerstand bewegte, und ihnen verboth, ungerechten Befehlen sich zu unterwerfen. Da sie also, um nicht alle ihre Pflichten aufzuopfern, lieber das Opfer eines zeitlichen und hinfälligen Lebens ihrem Gott haben darlegen wollen, so sind sie dadurch auf die höchste Stufe der Vollkommenheit gestiegen und haben die erhabenste Tugend ausgeübt.

Wenn einen kleinen Theil seines Vermögens aufopfern, eine natürliche und unvermeidliche Krankheit mit Geduld übertragen, schon Tugend ist, die unsere Achtung und Hochschätzung verdient, so müssen wir jenen uneigennützigen und heiligen Männern die innigste Verehrung und höchste Bewunderung schenken, welche aus Liebe zu ihren Pflichten und zu ihrem Gott ihr ganzes Vermögen und selbst ihr Leben eher dahin geben zu müssen glaubten, als durch Verläugnung ihrer Religion beydes zu retten.

Man sagt zwar: die Martyrer haben gegen die Pflicht der Selbsterhaltung gehandelt, indem sie freywillig einem sichern Tode entgegen gegangen sind, und ihr Leben dahin gegeben haben, das sie hätten retten können.

Nur wer von Religion und Moral irrige Begriffe hat, und keine andere Pflichten erkennt, als jene, welche die Gesellschaft gebietet, kann eine solche Sprache führen. Gott hat den Menschen erschaffen, damit er durch die Erfüllung der Pflichten, die er ihm vorgeschrieben hat, zu jener ewigen Glückseligkeit gelange, welche sein letztes Ziel ist, und die er ihm nur unter der ausdrücklichen Bedingung versprochen hat, daß er alle diese Pflichten erfülle. Der Mensch, um dieser Bedingung Genüge leisten zu können, muß nothwendiger Weise leben; daher ist Selbsterhaltung für ihn auch Pflicht. So bald aber diese wegen einer gewaltsamen und unmenschlichen Verfolgung mit der Erfüllung der Andern nicht mehr bestehen kann, das heißt, so bald der Mensch sein Leben nicht mehr erhalten kann, ohne alle seine Pflichten auf einmal, oder auch nur eine einzige zu verläugnen, so erhellet, daß das Gesetz der Selbsterhaltung keinen Gegenstand mehr hat, und den Menschen zu seiner Erfüllung nicht verbinden kann. Es ist

in der Vernunft gegründet, daß ein Wesen eher aufhören soll zu seyn, als von seinem Zwecke abweichen. Die Philosophen selbst gehen von diesem Grundsatze aus, wenn sie von der Bestimmung der Dinge handeln.

Diejenigen, welche aus bloßem Eigennutz sich einer wahrscheinlichen Lebensgefahr aussetzen; welche, um ihre beeinträchtigte Ehre zu rächen, zum Zweykampfe herausfordern, versündigen sich gegen das Gesetz der Selbsterhaltung, weil weder Eigennutz, noch Ehrsucht Dinge sind, zu denen der Mensch verpflichtet werden kann. Sie sind keine Gesetze sondern abscheuliche Laster, die den Menschen herabwürdigen, und ihn von der Erfüllung seiner Pflichten abhalten.

Was die Mönche, die Ordensgeistlichen und die Klosterfrauen betrift, diese können eben so wenig als die Martyrer des Fanatisms beschuldiget werden.

Da Gott dem Menschen Gesetze, das ist, Bedingungen vorschrieb, durch deren Erfüllung er zur Befriedigung jenes heftigen Verlangens nach einer unbegränzten Glückseligkeit gelangen sollte, welches er selbst in sein Herz gelegt hatte, konnte er ihm ja außer diesen nothwendigen Mitteln sein Ziel zu erreichen, noch andere Mittel vorlegen, die ihn, nebst den andern, auf

eine weit wirksamere Art zu seinem Ziele führen könnten. Da er aber diese Mittel nicht allgemein machen wollte, so überließ er si dem freyen Willen eines jeden Einzelnen, und Jedermann sollte seine Kräfte und seine Neigungen prüfen, bevor er sich zu deren Ausübung entschließe. Diese supererogatorischen und nicht nothwendigen Mittel sind die evangelischen Räthe, wovon wir oben schon geredet haben.

Da nun Jedermann frey ist, nebst den andern Mitteln seiner Seligmachung noch von jenen einen Gebrauch zu machen, die einen höhern Grad von Selbstverläugnung und Tugend erfordern, und da überdies die Zahl Derjenigen, welche nach größerer Vollkommenheit streben, in Vergleichung mit den übrigen immer sehr gering seyn wird, so dürfen die Philosophen, welche diese Räthe überhaupt für Gesellschaftswidrige Verordnungen erklären, nicht besorgt seyn, daß für die Gesellschaft der geringste Nachtheil daraus entstehen möchte.

Gott, dem die Neigungen und Leidenschaften der Menschen nicht unbekannt waren, wußte sehr wohl, daß, was geschehen ist, in der That geschehen würde, das ist, daß eine sehr geringe Zahl der Menschen sich einem Stande

widmen werde, der, wenn er allgemein wäre, zwar alle Gesellschaft aufheben und vertilgen würde. Die evangelischen Räthe beziehen sich also auf einen Theil der Gesellschaft, der so gering ist, daß ihr Einfluß auf dieselbe unter politischer Rücksicht in keine Rechnung gebracht werden kann.

Nun läßt sich fragen, was eben auch in Zweifel gestellt wird, ob die Erfüllung der evangelischen Räthe, wahre Tugend, wahre Vollkommenheit sey.

„Die Tugend *) besteht, in der Achtung „des Menschen gegen seine Pflichten, kraft „deren er die Mühe und den Widerwillen nicht „scheut, der mit ihrer Verrichtung verbunden „ist.“ Je größer also die Verehrung des Menschen für seine Pflichten ist, desto weniger wird er die Mühe, den Widerwillen achten, womit ihre Erfüllung verbunden ist; und wenn er es dahin bringt, den erwähnten Widerwillen gänzlich zu überwinden; das heißt, wenn er allen jenen Gegenständen entsagt, wozu ihn sogar manche seiner ordentlichen Neigungen reizen, so hat er, wie die Martyrer, die höchste Tugend, deren ein Mensch fähig ist, die Vollkommenheit erreicht. Dies ist das Ziel, wo-

*) N. IV. worin besteht wahre Tugend. S. 34.

hin die evangelischen Räthe, das klösterliche Leben führen.

Nicht falschverstandener Religionseifer, nicht Fanatism ist also das Ziel des Klosterstandes, sondern Streben einzelner Menschen, ungehindert nach ihrem Hauptzwecke zu eilen, ohne sich zwischen so vielen Gefahren des gesellschaftlichen Lebens durchwinden zu müssen, welche sie davon ablenken könnten. Sie wollen lieber auf manche ihrer Neigungen verzicht thun, die sie ihrer Pflichten als Menschen, welche in der Gesellschaft leben, unbeschadet befriedigen dürften, als bey Befriedigung derselben sich der Gefahr ausgesetzt zu sehen, in einen Exceß zu verfallen. Unter einem betrachtenden Leben und bey stillschweigenden Leidenschaften suchen sie ohne Umweg sich ihrem Ziele zu nähern, und treten mit ihren Nebenmenschen nur dann in Verhältniß zurück, wann sie dieselben zu eben diesem Ziele befördern können.

Betrachten wir nun den Klosterstand unter einem blos zeitlichen Gesichtspunkte, in wiefern er nämlich fähig ist, dem Menschen jene reine Zufriedenheit, jenes Selbstvergnügen zu verschaffen, worin die Glückseligkeit des Menschen auf dieser Erde besteht, so werden wir entdecken, daß er dieß bey jedem Menschen

bewirken kann, dessen Neigungen ihn nach Einsamkeit lenken, und bey ihm eine Art von Eckel an allen weit umfassenden Verbindungen und Abhängigkeiten erregen, denen der Mensch, der in der Gesellschaft lebt, sich unterwürfig machen muß.

Der Mensch, um glücklich zu seyn, ist eben so wenig frey, diese oder jene Lebensart zu wählen, als es von ihm abhängt, sich diese oder jene Neigungen zu geben. Und wenn diese Glückseligkeit hienieden, wie Niemand es bezweifeln kann, in einer gesetz- und zweckmäßigen Befriedigung der guten Neigungen des Menschen besteht, so ist einleuchtend, daß er am glücklichsten seyn wird, wenn er sich in einem Stande befindet, wo er sie in ihrer größten Ausdehnung befriedigen kann. Man würde also einem gerechten Streben des Menschen nach seiner Glückseligkeit hinderlich seyn, wenn .nan ihm nicht zulassen wollte, einen Stand anzutreten, in welchem er sie ausschließlich findet.

Wer nicht begreift, wie man im Klosterstande seine Glückseligkeit finden kann, hat über die Wesenheit der wahren Glückseligkeit, über innere Zufriedenheit, über Selbstvergnügen noch wenig nachgedacht. Einige der heidnischen Philosophen, ohngeachtet der Unvollkommen-

heit und Unzulänglichkeit ihrer Moral, haben schon die Vortheile eines einsamen Lebens bewiesen und gezeigt, daß der Mensch, der sich hienieden durch ernsthaftes Nachdenken über die Eitelkeit der sinnlichen Vergnügen sich in eine Lage zu versetzen weiß, wo er sie entbehren kann, der Glücklichste aller Sterblichen ist: um wie viel größer und reiner wird diese Glückseligkeit seyn, wenn außer den natürlichen Beweggründen noch Uebernatürliche den Menschen zur Einsamkeit antreiben? Wie Vieles wäre noch hierüber zu sagen? Wir behalten diese Materie für einen eigenen Aufsatz auf, und erinnern nur noch den Feinden des Klosterlebens, daß wenn auch manche Ordensgeistliche und Klosterfrauen von dem Geiste ihres Standes nicht beseelt sind, es diesen Einzelnen und nicht dem Stande selbst zur Last gelegt werden soll.

VI.

Ueber das Fasten als Moralgesetz und Religionshandlung betrachtet.

Die Gesetze der Moral sind von zweyerley Art: die Einen schreibt uns die Vernunft vor, und der Mensch kann eigentlich ohne fremde Belehrung zur Kenntniß derselben gelangen. Dergleichen sind die Gesetze, welche den Todschlag, den Diebstahl, die Verläumdung u. s. w. verbieten. Sie haben ihren Grund in der natürlichen Religion. Die andern werden von der Vernunft nicht als Pflicht geboten, sondern höchstens als gut und zweckmäßig erkannt. Diese gründen sich auf die geoffenbarte Religion, welche sie dem Menschen zur Pflicht macht. Zu diesen letztern gehört das Gesetz, welches den Christen verpflichtet, zu gewissen Zeiten im Jahre und an bestimmten Tagen, sich von dem gewöhnlichen Maaße der Speisen, und von gewissen Arten insbesondere zu enthalten.

Das Fasten kann unter einem doppelten Gesichtspunkte betrachtet werden, je nachdem

die Absicht des Fastenden verschieden ist. Wenn man beym Fasten die Absicht hat, seinen Körper durch Entziehung von Speisen abzutödten, die zu seiner Erhaltung nicht nothwendig sind, sondern ihm blos das Vergnügen gewähren, welches überhaupt mit dem Essen und Trinken verknüpft ist, so ist das Fasten eine Buße. Dieß ist die Hauptabsicht. Enthält man sich aber von einem gewissen Maaße von Speisen und Getränken, damit dem Körper eine überflüßige und schädliche Kraft benommen werde, und manche Leidenschaften durch die Reizungen der Speisen, die dem Körper unentbehrlich sind, nicht aufgeweckt und in Thätigkeit gebracht werden, so ist das Fasten eine Tugend.

Unter beyden Gesichtspunkten ist es ein Gegenstand der Moral, und zur Beförderung der Sittlichkeit äußerst zweckmäßig. Der Mensch ist schwach; und ob er gleich sich öfters vornimmt, die Sünde zu vermeiden, so fällt er dennoch sehr oft in dieselbe aus Schwachheit. Das Leben des Menschen gleicht also einer ununterbrochenen Reihe von Unbeständigkeiten und Abwechslungen in seinem moralischen Zustande. Er fällt, dann richtet er sich wieder auf, und fällt wieder, und immer so fort. Der Unterschied zwischen den Menschen in diesem Punkte

besteht blos darin, daß der eine öfter und in schwerere Sünden fällt als der andere, und sich weniger oder gar nicht bemüht, sich von seinem Falle wieder aufzurichten.

Unter den verschiedenen Mitteln, welche die Moral dagegen vorschreibt, gehören unstreitig jene unter die zweckmäßigsten, welche den Trieb selbst bekämpfen, der den Fall bewirket hat. Durch sie wird ihm seine Kraft allmählig benommen; er wird gleichsam gelähmt. Diese Wirkung bringt das Fasten bey den Menschen hervor.

Gleichwie die Pflanzen, welche in einem allzufetten Boden stehen, und deren Faser zu viele Säfte einsaugen, viele Wasserschösse stossen, und keine oder nur geschmacklose Früchte hervorbringen. Eben also wird der Mensch, dessen Körper durch viele und überflüßige Nahrung ernährt wird, zu geschmacklosen, daß ist, zu zweckwidrigen, unmoralischen Handlungen fähiger, woraus die Neigung zu denselben entsteht. Diese Neigung nennt man unter einem gewissen Gesichtspunkte sehr richtig Schwachheit, weil durch die Menge der Speisen die Kräfte des Menschen gelähmt und erweichet werden. Es ist dann einleuchtend, daß durch das Fasten, welches in der Enthaltung von

eben diesem Ueberflusse besteht, eine dem Vielessen entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht werden müße. Die Fähigkeit zu unmoralischen Handlungen wird also vermindert, und folglich der Trieb selbst, der zum Bösen verleitet, bekämpfet.

Das Fasten zieht nach sich die Entsagung des Vergnügens, welches mit dem Essen und Trinken verknüpft ist: aber jede Entsagung eines sinnlichen Vergnügens hat ein gewisses Misvergnügen, oder um richtiger zu reden, gewisse unangenehme Empfindungen zur Folge, welche um so unangenehmer sind, als der Hang zum Vergnügen größer war. Es ist also wahre Abtödtung, wahre Buße. Hat nun der Mensch noch die Nebenabsicht dabey, aus hoher Achtung gegen das Gesetz zu fasten, um dadurch die Neigung zum Bösen zu vertilgen, oder wenigstens zu vermindern, so übt er noch nebst dem eine große Tugend aus.

Ich lese in einem sehr berühmten Werke über die Moral folgenden Satz: Das Fasten als Religionshandlung ist gänzlich zu verwerfen. Die Gründe des Herrn Verfassers, welche ihn zur Aufstellung seines Grundsatzes bewegt haben, wobey er zwar mehr seiner Religion zu Liebe als nach innerer

und wahrer Ueberzeugung gehandelt haben mag, sind folgende:

1) Kann keine vernünftige Absicht dadurch erreicht werden: weder Beförderung der Andacht, welche dadurch mehr gestört wird, noch wahre Verehrung Gottes und Demuth vor ihm, noch lebhaftere Vorstellung vor den Versündigungen und Beförderung der moralischen Besserung.

2) Dagegen ist es der Gesundheit sehr nachtheilig, und verursacht manche Unordnung.

3) Ist es dem Geist der christlichen Religion ganz entgegen, welche nie Fasten fordert, sondern geistige nicht körperliche Verehrung Gottes, reine Tugend, Mäßigkeit, Enthaltsamkeit und Mäßigung der Begierden.

4) Eben so ist es der wahren Tugend sehr nachtheilig, indem es zum Aberglauben und zur Heucheley verleitet.

Diese Gründe wollen wir nacheinander prüfen und sie neben die Grundsätze stellen, welche wir oben festgesetzt haben.

I.

Die Hauptabsicht des Fastens ist Abtödtung, Buße. Die Buße, als moralische Handlung betrachtet, ist schon an sich eine vernünftige

Handlung, und zur Beförderung der Sittlichkeit sehr zweckmäßig. Denn der Mensch kann sich nicht zur Ausübung einer abtödtenden Handlung entschließen, wenn er nicht, entweder Vergeltung und Gutmachung des Bösen zur Absicht hat, welches er begangen hat, durch ein Werk, das schnurgerade dem Triebe entgegengesetzt ist, der ihn zum Bösen verleitet hat, oder nach eigner Vervollkommnung und fortschreitender Besserung strebt. Aber in beyden Fällen wird der Geist des Menschen von allen äußern Gegenständen abgewendet, und gleichsam in sich selbst verschlossen. Er denkt, und er kann keine andere als moralische Gedanken haben, die alle auf seine Besserung zwecken; es entstehen in ihm heilige Triebe, die um so wirksamer und dauerhafter sind, als die Entschließung mit größerm Eifer und mit mehr Freyheit gemacht worden ist.

So lange der Mensch sich in dieser Lage befindet, und seine Gesinnungen dauern, können unmöglich die äußern Gegenstände, welche sonst böse Begierden zu erwecken und seine Leidenschaften in Thätigkeit zu setzen pflogen, die geringste Wirkung auf ihn hervorbringen. Wenn also wahr ist, wie es uns die Vernunft und die Erfahrung in die Wette beweisen, daß die

Sittlichkeit des Menschen um so reiner und leichter erhalten wird, als er sich seltner in Gelegenheit befindet, wo die mit ihr streitenden Triebe rege werden können, so erhellet, daß, wenn die Buße keine andere Wirkungen hervorbrächte, als eben diese gefährlichen Triebe in einen Zustand zu versetzen, wo sie sich unmöglich aufregen können, so wäre sie schon als für ein zur Beförderung der Sittlichkeit und Andacht sehr zweckmäßiges Mittel zu halten. Wie wäre z. B. dem Menschen möglich, der bey sich selbst sagt: ich will meine Eßlust nicht nach ihrem Verlangen befriedigen, um mich für diese (eine bestimmte unmoralische Handlung) zu strafen, einen bösen Gedanken, eine sittliche Begierde zu haben, so lange seine Gesinnungen dauern? Ich rede nicht von den Folgen dieser Gesinnungen, welche sich sehr weit auf den künftigen Lebenswandel erstrecken können, wenn sie sehr eifrig und rein sind. Eine jede gute Handlung, die der Mensch ausübt, reizt gleichsam den Geschmack zu andern guten Handlungen, so wie die Ausübung einer bösen Handlung die Neigung zu andern ähnlichen befördert und erleichtert. Die Buße ist also in ihren Folgen unter moralischer Rücksicht nützlich.

Die Buße, welche aus dem Fasten entsteht, haben wir blos unter dem Gesichtspunkte betrachtet, unter welchem sie der Moralität zuträglich und gedeihlich ist; aber man kann sie noch als ein verdienstvolles Werk betrachten, dessen Wirkung in die Zukunft reichet. Die Moral, sowohl jene der Vernunft als die der Religion, beruhet auf folgendem Grundsatze: Es wird Jedermann entweder schon in diesem oder im zukünftigen Leben nach seinen Werken zurückgegeben werden. Das heißt: je mehrern Beraubungen der Mensch sich unterwirft, je mehrern Vergnügungen er freywillig entsagt, desto mehrere Genüsse und Vergnügungen hat er zu hoffen, und umgekehrt. Es versteht sich von selbst, daß diese Beraubungen aus reinen Absichten, aus wahrer Tugend geschehen müßen; denn diese bringt ihnen all ihr Verdienst bey. Der Geizige, der um seine Schätze nicht zu sehr anzugreifen, sich des Essens enthält, soll für sein Fasten keinen Lohn hoffen; er ist ja schon durch das Vergnügen hinlänglich belohnt, sein Vermögen nicht nach dem Verhältnisse zu vermindern, nach welchem es zunimmt.

Um also zu unserm Gegenstande wieder zurückzukehren, frage ich Herrn Verfasser: Was

befördert die Andacht mehr, als das Bewußtseyn, die frohe Hoffnung, in einem zukünftigen Leben den hundertfachen Ersatz für alle Vergnügen zu erlangen, denen man freywillig entsagt? Was muntert den Menschen mehr zur Bekehrung oder zur Beständigkeit im Guten auf, als eben diese Hoffnung? Was ist Andacht, wahre Verehrung Gottes, und Verdemüthigung vor ihm anders, als Erkenntniß seiner Sünden, Schwachheiten und Verirrungen; als Züchtigung eben dieser Neigungen, welche dahin verleitet haben; als vernünftiges Vertrauen, daß man durch diese Züchtigung seiner Fehler, so viel in seinen Kräften liegt, das Böse wieder vergütet, und sich den Weg zu jener ewigen Glückseligkeit öffnet, den man sich selbst verschlossen hatte? — Wird nicht alles dieses durch das Fasten bewirkt?

2.

Das Fastengesetz, welches Christus im Evangelio nur überhaupt gegeben hatte, ohne alle Art oder die Zeit zu bestimmen, hat die Kirche erläutert, und dessen Sinn umständlicher erklärt. Sie hat verordnet, daß das Fastengesetz keinen Menschen angehe, bevor er nicht ein- und zwanzig Jahre von seinem

Alter zurückgelegt hat. Sind eben auch ausgenommen alle Leute, die eine strenge Arbeit verrichten, alle Greise, alle Kranken, und überhaupt alle, deren Gesundheit das Fasten auf je eine Art nachtheilig seyn könnte. Folglich ist die Absicht, der Geist des Gesetzes, daß daraus keine nachtheilige Folgen für die Gesundheit entstehen. Man kann also diesem Bußwerke nicht zur Last legen, daß es der Gesundheit nachtheilig sey, weil es sich auf keinen der Fälle erstreckt, wo für diese etwas zu fürchten wäre.

Für gesunde Personen hingegen ist das Fastengesetz ihrer Gesundheit mehr vortheilhaft als nachtheilig. Denn es ist aus der Erfahrung bewiesen, daß wenn die meisten Menschen sich mit der Hälfte, oder höchstens mit den zwey Dritteln der Speisen begnügen wollten, die sie täglich verzehren, sie weit gesünder und stärker seyn würden. Nun was wäre diese Diät anders als eine Art von ununterbrochenem Fasten?

3.

Der Geist der christlichen Religion ist Selbstverläugnung und Abtödtung; das heißt: der wahre Christ soll mit seinen Begierden, Neigungen und Leidenschaften, mit sich selbst, in

einem beständigen Kampfe seyn; er soll sich nicht nach dem Ziele lehnen, wo diese ihn hinlenken, sondern eine entgegengesetzte Absicht haben, die seiner Würde und seiner Bestimmung ausschließlich angemessen ist; er soll der Stimme seiner Sinnlichkeit das ist, sich selbst, weil wir hier nur den Sinnenmensch betrachten, kein Gehör geben, er soll sich selbst verläugnen.

Ferner soll er nicht nur dem Hange dieser Sinnlichkeit nicht folgen, sondern ihr entgegen arbeiten; das ist, sie züchtigen, entweder durch Beraubungen, durch Enthaltungen von sinnlichen Vergnügen, die wie Essen und Trinken an sich erlaubt sind; oder durch gewisse Geistesübungen, die dem Körper beschwerlich sind, z. B. durch Bethen, Betrachten, Enthaltung von Verläumdung u. s. w. — Durch dergleichen Züchtigungen wird der Mensch in eine seiner Sinnlichkeit unangenehme Lage versetzt: er wird abgetödtet. In diesem Verstande sind Selbstverläugnung und Abtödtung der Geist des Christenthums.

Es bedarf wohl keines Beweises mehr, daß der Mensch durch das Fasten sich selbst verläugnet, und sich abtödtet. Jedermann fühlet Neigung zum Essen und Trinken, nicht nur in

so weit er dadurch die Bedürfnisse seines Körpers befriediget, sein Leben erhält, sondern in so fern er das damit verknüpfte Vergnügen genießt. Wenn die Bedürfnisse vollkommen und auf die nützlichste und zweckmäßigste Art schon befriedigt sind, so ist die erwähnte Neigung deßwegen noch nicht befriedigt. Ihre Reizungen hören erst dann auf, wann der Körper Nahrung und Getränk zum Uebermaaße eingenommen hat, wenn er gänzlich ersättiget ist. Diese Neigung zum Uebermaaße oder wenigstens zum Ueberflusse zu bestreiten, ihr zu widerstehen und dadurch sich selbst zu verläugnen und sich abzutödten, ist die Absicht des Fastens. Wer mit diesen Gesinnungen fastet, der stattet Gott eine geistige, und nicht wie der Herr Verf. behauptet, eine körperliche Verehrung ab.

Wenn er ferner behauptet, daß der Geist der christlichen Religion in reiner Tugend, in Mäßigkeit, in Enthaltsamkeit und Mäßigung der Begierden besteht, so sagt er eigentlich nur mit mehrern und weniger allgemeinen Worten, was wir mit zwey Worten gesagt haben. Uebt derjenige, der fastet, nicht reine Tugend aus? Ist er nicht mäßig, enthaltsam? Mäßiget er nicht seine Begierden, wenn er sie nur in soweit befrie-

digt als sie an sich gut und zweckmäßig sind, und sie zu befriedigen aufhört, wenn sie Ueberfluß oder Uebermaaß verlangen? — Das Fasten ist also eine mit dem wahren Geiste der christlichen Religion übereinstimmende Handlung: es ist Tugend.

Wie leicht wäre es mir meine Vernunftschlüsse durch manche Stellen aus dem Evangelium zu beweisen, welches doch der Inhalt der christlichen Religion ist? Ich übergehe sie, weil sie allgemein bekannt sind, und um durch allzugroße Ausdehnung dieses Streitpunktes den Leser nicht zu ermüden.

4.

Was ist Aberglauben? Was ist Heucheley? Aberglauben ist ein Vernunftloser und einfältiger Glaube, daß Handlungen, Zeichen, Einflüsse u. s. w. die mit der Religion in keiner Verbindung stehen, und auf die Moralität des Menschen keinen Bezug haben, eine religiöse oder auf Sittlichkeit sich beziehende Wirkung hervorbringen können. — Es war z. B. bey den Aegyptiern ein Aberglauben, den Thieren, den Pflanzen, den Gestirnen des Himmels u. s. w. eine göttliche oder sonst eine verborgene Kraft beyzumessen. Bey den Griechen und Römern, die Orakel um Rath zu Fragen; das Geschrey

und den Flug gewisser Vögel zu beobachten, bevor sie einen Krieg unternahmen, oder eine Schlacht liefern wollten. Es ist auch noch Aberglauben, gewissen vernunftlosen und unter einigen alten Weibern üblichen Handlungen und Gebräuchen eine medicinische Kraft zuzueignen, oder an den Einfluß der Gestirne auf zukünftiges Loos zu glauben. Was hat aber das Fasten an sich, daß mit allen diesen Handlungen und Gebräuchen übereinkäme? — Wie der Geist dadurch von äußern und gefährlichen Gegenständen abgewendet, in sich verschlossen und zu Gott erhoben wird, haben wir schon gezeigt, und zugleich bewiesen, wie durch die Züchtigung seiner sinnlichen Neigungen und Mäßigung seiner Begierden die Sittlichkeit befördert werde. Wenn man die Begriffe, welche man an das Wort Aberglauben heften soll, einmal genau bestimmt hat, so bedarf es keines beweises mehr, daß Fasten kein Aberglaube sey.

Heucheley ist, wie Hr. Verf. selbst sagt, äußere und blos scheinbare Tugend, wobey man nicht seine Besserung und Vervollkommnung, sondern nur menschliches Ansehen zur Absicht hat. — Wie kann aber Fasten Heucheley seyn, da man so wenig unter dem Ge-

sichte der Menschen ist, wenn man fastet? Wo ist der Mensch, besonders in unsern Zeiten, der sich je des Fastens gerühmt hat? Ich glaube, daß weit mehrere Leute das Fastengesetz aus menschlichem Ansehen übertreten, als es deren giebt, die es blos aus Heucheley erfüllen. — Dann wenn es deren giebt, so misbrauchen sie das Gesetz. Folgt aber aus dem Misbrauche, den man von einem Gesetze machen kann, daß das Gesetz verwerflich sey? Wo ist das Gesetz, wovon man nicht einen Misbrauch machen kann? Wir schließen diesen Aufsatz mit einer Widerlegung folgender Behauptung; daß die Enthaltung von einigen Arten der Speisen eigentlich kein Fasten genannt werden könne.

Da die Wesenheit des Fastens, wie wir gesehen haben, eigentlich in der Züchtigung der Neigung zum Essen und Trinken besteht, so kann alles Fasten geheißen werden, was diese Absicht erfüllet. Jedermann muß gestehen, daß diese Neigung auf einige Speisen vorzüglich über andere sich richtet, und daß sie zu manchen Speisen nicht mehr reizt, da sie doch zu andern noch lüstern macht. Es ist also einleuchtend, daß durch die Enthaltung von diesen letztern Speisen die Begierde bekämpft, die

Sinnlichkeit gezüchtiget, der Mensch abgetödet wird; Folglich hat die Enthaltung von einigen Arten der Speisen alle wesentliche Charaktere des eigentlichen Fastens. Die Kirche hat also mit vieler Klugheit nebst dem eigentlichen Fasten noch die Enthaltung von gewissen Speisen vorgeschrieben.

Daß viele Leute giebt, bey denen diese Absicht nicht erreicht wird, weil sie nicht den vorgeschriebenen Speisen über die andern, sondern eben diesen über jene den Vorzug geben, dieß ist bloser Zufall, und benimmt der Weisheit des Gesetzes selbst nichts. Sie erfüllen daher auch das Gesetz, wenn sie an eben den Tagen, wo die Kirche blos Enthaltsamkeit z. B. vom Fleische vorschreibt, dabey Gelegenheit finden ihre Neigung zum Essen mehr zu befriedigen als zu bekämpfen. Wenn aber große Tugend eben diese Leute beseelte, nichts würde sie hindern, die Unzulänglichkeit des Gesetzes in Rücksicht auf sie wegen seiner Allgemeinheit durch Verminderung des Maaßes der Speisen zu ersetzen. Wie gedeihlich wäre dieser Gebrauch der Gesundheit, da man doch überhaupt den Fastenspeisen zur Last legt, daß sie Blähungen verursachen, und dadurch der Gesundheit schädlich sind.

VII.

Können die Lehren der Moral von aller Auctorität unabhängig seyn?

Es sind keine Lehren, über welche die Meynungen so sehr getheilt sind, welche in so vielfältige und von einander unterschiedene Systeme zusammen gebracht werden, und von denen die Begriffe unter den Gelehrten mehr dunkel sind, als die Lehren der Moral. Man betrachtet diese überhaupt als eine bloße Vernunftwissenschaft; die Grundsätze, welche aus der Untersuchung hergeleitet werden, die ein jeder nach der Angabe seiner eigenen Einsichten, und nach den Kenntnissen, die er wirklich besitzt, in denselben machet, werden als allgemeine Lehren aufgestellt, die alle Menschen verbinden, und die alle in Erfüllung bringen sollen.

Es ist eine unläugbare Thatsache, daß unter den Lehren, die von verschiedenen Schriftstellern als allgemeine moralische Lehren

aufgestellt werden, eine oft auffallende Verschiedenheit, zuweilen gar Widerspruch herrschet. Ein jeder zieht in den Forschungen, die er machet, seine eigene und meistentheils nur seine Vernunft zu Rathe; was, seiner Wahrnehmungsart gemäß, ihm gut und zweckmäßig zu seyn scheint, dieß gilt ihm so viel, als wenn seine Einsichten nicht jene eines einzelnen Mannes wären, den so viele Ursachen in Irrthum verleiten können, sondern als wenn sie allemal, ich sage nicht mit den Grundsätzen des Tages oder des größten Haufens, denn dieser ist nicht mehr als er gegen Irrthum gesichert, aber mit jenen der ewigen Vernunft im Einklange wären. Jedermann ist geneigt dasjenige für wahr zu halten, was er durch eigenes Nachdenken, als solches, entdeckt zu haben glaubt; eine Art von heimlichem Stolze, den man selten wahrnimmt, macht uns überhaupt auf unsere eigenen Entdeckungen und Meynungen eigensinnig; er entzieht unsern Blicken die etwanigen Mängel, welche daran mit Grunde auszusetzen sind, und veranlaßt dadurch die verschiedenen Meynungen, welche die Gelehrten voneinander entzweyen. Wie der Eine von Eigendünkel geblendet wird, eben so wird auch der andere geblendet, und keiner von beyden

läßt sich gern von andern belehren, und seine etwa falschen Begriffe berichtigen, weil er sich so gut, als ein jeder andere, zur Behauptung seiner Einsichten berechtigt zu seyn glaubt, und weil überdieß seine Ehrsucht durch ausdrückliche oder verschwiegene Bekenntniß seines Irrthums auf eine zu empfindsame Weise beeinträchtigt würde.

Es ist kaum nothwendig zu erinnern, daß ich hier hauptsächlich auf jene Fluth von Schriftstellern deute, welche meistentheils in den letzten Jahrzehnten aufgestanden sind., und theils absichtlich, theils blos gelegenheitlich über Moral und so manche andere damit verwandte Gegenstände schreiben. Nie hat man einen Gegenstand mit mehr Freyheit behandelt; nie hat man Eigendünkel und einseitige Meynungen mehr in allgemeinen Schwung gebracht. Ein jeder ersinnet sich sein eigenes System, in welches er sie einkleidet; alles richtet er nach demselben ein, wenn es noch so gezwungen ist; die Geschichte wird sogar dabey gemisbraucht; man hebt aus derselben manchmal wahre, meistentheils aber gekünstelte und durch Zusätze ganz entstellte Thatsachen heraus, die zu dem angelegten Plane passen; über andere, welche dazu weniger schicklich sind, oder gar das ganze

Lehrgebäude stürzen würden, schreitet man mit dem tiefsten Stillschweigen weg, und man hütet sich fleißig ihrer zu erwähnen, als wenn sie sich niemals zugetragen hätten. Es ist hier der Ort nicht, diesen wichtigen Punkt auseinander zu setzen, und zu zeigen, wie man die Moral des Evangeliums nach Willkühr umbildete, um derselben, ohne sie gänzlich stürzen zu müßen, den blos scheinbaren und täuschenden Charakter aufzudrucken, als vertrüge sie sich vollkommen mit den heutigen Moralsystemen. Wir behalten diese Materie für einen eigenen Aufsatz auf, und begnügen uns blos zu zeigen, daß ein Moralsystem, das nach Eigendünkel abgefaßt worden ist, und die gesetzmäßige Auctorität nicht zur Richtschnur gewählt hat, unmöglicher Weise als allgemeingeltend betrachtet werden könne.

Gleichwie die Leidenschaften das größte Hinderniß sind, warum irrende Menschen sich von andern, denen sie überhaupt keine schärfere Einsichten beymessen, nicht gern berichten lassen, eben also sind es auch die Leidenschaften, welche die Irrthümer in den Lehren ursprünglich veranlassen, wenn sie mit ihnen in Verbindung stehen. Sie stellen sie dem Verstande unter einem Gesichtspunkte vor, der ihnen Befriedigung ver-

schafft, oder sie in ihrem Genusse nicht störet. Unter die dem schädlichen Einfluße der Leidenschaften so sehr ausgesetzten Lehren gehören unstreitig jene der Moral. Da ihr Hauptgegenstand ist, mit eben diesen Leidenschaften ins Feld zu ziehen, und mit ihnen in einem beständigen Kampfe zu seyn, so ist natürlich, daß diese, so viel es in ihrer Macht liegt, alles anwenden, über jene zu siegen, und daß sie auf die Art ihrer Verfassung so zu wirken suchen, damit sie nicht zu sehr gekränket und widersprochen werden. Es liegt also in jedem Schriftsteller selbst der Keim des Irrthums, wenn er einen Punkt behandelt, der mit seinen Leidenschaften in Verbindung ist. Dieser muß also nothwendiger Weise ein Mittel, ein Vergeichungsziel haben, auf welches er hinarbeiten soll, und woran er seine Entdeckungen prüfen und berichtigen kann, wenn sie etwa die schädliche Wirkung der Leidenschaften empfunden haben.

Dieß ist aber nicht der einzige Grund des Bedürfnisses, wovon wir reden. Da die moralischen Lehren, welche von den verschiedenen Schriftstellern aufgestellt, und dem Publikum bekannt gemacht werden, keinen blos anschaulichen Gegenstand haben, sondern von eben diesem Publikum in Erfüllung gebracht werden

sollen; da seine zeitliche und ewige Glückseligkeit von ihrer Zweckmäßigkeit mehr oder weniger abhängt, und diese doch nur auf eine einzige Art, durch Wahrheit, befördert werden kann, so ist einleuchtend, daß das Volk in diesem Punkte gegen allen Irrthum und Widerspruch geschützt werden müße. Es ist z. B. Ungereimtheit einerseits mit den Stoikern zu glauben, daß Selbstmord in Fällen, wo man des Lebens überdrüßig ist; wo man in zerrütteten Vermögensumstände geräth; wo man eine beleidigende Unbilde empfangen hat; wo man einer großen Schande überleben soll u. s. f. wahre und lobenswürdige Entschlossenheit, edle Großmuth sey, und anderseits, der Lehre des Evangeliums gemäß, sich überzeugt halten, daß Selbstmord in allen Fällen eines der abscheulichsten Laster, eine der größten Sünden, ist, weil der Mensch nie Herr über sein Leben seyn kann; folglich daß die, dem Scheine nach kaltblütige Entschloßenheit eines Cato z. B. der sich selbst entleibt hat, um nicht die vermeinten Schande zu überleben, einem Kaiser unterworfen zu seyn, den er verabscheute, blos heimlicher Stolz, geheuchelte Rechtschaffenheit, Fanatism gewesen sey.

Wenn man auch unter den heutigen Moralisten keine so ausgezeichnete und auffallende

Widersprüche findet, wie jener ist, den wir so eben angeführt haben, so giebt es eine Menge anderer, die sowohl an sich, als in ihren Folgen, in dem moralischen Lebenswandel einen auffallenden Unterschied veranlassen.

Wir wollen den Punkt des Fastens zum Beyspiele wählen, welcher der Gegenstand des vorhergehenden Aufsatzes war, und den, wie man gesehen hat, einige Moralisten als eine die Sittlichkeit und wahre Andacht auf keine Weise befördernde Tugend betrachten, oder gar dafür halten, daß es Heucheley begünstige und zur Schwärmerey verleite; da eine Menge anderer an demselben reine Tugend erkennen, welche, indem sie die Sinnlichkeit des Menschen abtödtet, seinen Geist von allen gefährlichen Gegenständen abwendet, und zu erhabenen und übersinnlichen Gedanken erschwingt.

So wie die Lehren über den Punkt des Fastens getheilt sind, eben so wenig stimmen sie in einer Menge anderer Punkte miteinander überein. Ein Jeder glaubt seine Meynung mit Beweisen zu begründen (ich setze hier voraus, was zwar nicht allemal der Fall ist, daß man wenigstens mit einer vermeinten Aufrichtigkeit zu Werke gehe) und so können die Streitigkeiten unmöglicher Weise beygelegt werden, wenn

man nicht, wie bey Rechtshändeln, die eben auch von Leidenschaften eingeleitet werden, zu einer gewissen Auctorität sich wendet, nach deren Spruche man sich fügen müsse.

Zu dem gegewärtigen Aufsatze hat hauptsächlich das Geständniß eines Mannes Anlaß gegeben, der sich in diesen letzten Jahren, durch eine große Zahl von Schriften, meistens moralischen Inhalts, einen großen Namen in der Lesewelt erworben hat. Er beschließt folgendermaßen die Vorrede zu einem seiner moralischen Werke *): „Zuletzt bitte ich noch, daß „man nie vergessen möge, daß ich dem Publikum „in dieser Schrift das Resultat meiner gegenwärtigen Ueberzeugung übergebe; denn so „weit ich auch von Menschenfurcht und Glauben an Auktorität oder Anhänglichkeit an „irgend eine Parthei entfernt bin, so fühle ich „meine Mängel nur zu sehr, als daß ich auf „den Gedanken: der Welt etwas Vollendetes „oder völlig Gereiftes übergeben zu haben, Anspruch machen sollte. Wohl fühle ich es, daß „auch mir eine höhere Richtung und eine größere Masse von Kenntnissen für die Zukunft „bevorsteht, aber es liegt nun einmal in dem „Plane einer weisen Nothwendigkeit, daß jedes

*) Pölitz. Populäre Moral des Christenthums.

„Individuum auf seinem Gange zur Vollkommen-
„heit sich nur stufenweise der Veredlung und Rei-
„fe nähern soll, und daß ihm in der Folge der
„Zeit oft das, was er früher mit aller Lebhaf-
„tigkeit vertheidigte, in einem ganz andern und
„mildern Lichte erscheint. Es haben auch selbst
„schon zu viele Erfahrungen dieser Art schüch-
„tern gemacht, den stolzen Gedanken zu unter-
„halten, als ob das, was ich itzt subjektiv
„(nach meiner eigenen Ueberzeugung) als wahr
„annehme, auch wirklich Wahrheit sei, ja ob
„für mich in kurzem noch Wahrheit sein werde,
„und wenn ich mit andern itzt diese Ueberzeu-
„gung zugleich habe, ob wir uns nicht gemein-
„schaftlich täuschen können? — Genug, ich
„bin wenigstens weit entfernt von der Anma-
„ßung, als ob das, was ich itzt aus subjek-
„tiven Gründen als Wahrheit anerkenne, all-
„gemeingeltend für alle vernünftige Wesen sei.
„Ich folge blos meinen vernunftmäßigen Vor-
„stellungen darüber, von denen ich mich nim-
„mer trennen kann, und gestehe gern, daß auch
„diese Vorstellungen nur subjektiv sind, und daß
„es im ganzen noch nicht den Werth und die
„Wahrheit derselben verbürge, daß viel-
„leicht viele der würdigsten Männer unsers Zeit-
„alters den natürlichen Vorstellungen folgen;

„denn auch diese sind mit dem Gange, den die „menschliche Ueberzeugung nimmt, gewiß zu sehr „vertraut, haben wahrscheinlich selbst so man= „che Erfahrung dieser Art gemacht, als daß „sie ihre subjektive Ueberzeugung als allgemein= „geltend und einzig möglich ihren Zeitgenossen „darstellen, geschweige denn aufdringen sollten. „Sie überlassen es vielmehr, so wie der Stifter „des Christenthums, dem Geiste der Lehre selbst, „daß sich das wahrhaft Gute und Große gewiß „erhalten, und daß es von Schlaken gereinigt „auf die Nachwelt kommen werde. Vollkom= „men darüber beruhiget, daß manches Resul= „tat, das sie erst mühesam errangen, vielleicht „bald von der reifern Nachwelt als unhalt= „bar und unbrauchbar werde entfernt „werden."

Der Verfasser dieses moralischen Werkes ver= bürgt also selbst die Wahrheit seiner Lehren nicht, so wie er die Lehren der andern für allgemeingel= tend und wahr nicht annehmen wollte; er gesteht, und zwar mit Recht, daß, dem Gange der mensch= lichen Ueberzeugung gemäß, man mit den beß= ten Absichten, ohne Wissen und Willen, oft in Irr= thum blos deswegen verleitet werde, weil kein Schriftsteller, so gelehrt er auch seyn mag, ver= bürgen kann, daß nicht etwa glühende Einbil=

dungskraft oder Leidenschaften, besonders in einem mit ihnen sehr verbundenen Fache, seine Feder geleitet haben; und dann weil jedem eine höhere Richtung und eine größere Masse von Kenntnissen für die Zukunft bevorsteht, welche, so wie sie seine Einsichten beleuchten und ausbreiten, dieselben auch berichtigen und bestimmen werden.

Nichts destoweniger erklärt er, daß er keinen Glauben an Auctorität habe, deren Prüfung er seine Lehren unterwerfen möchte, und die über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit derselben sprechen sollte. Wie hat sich aber der gemeine Mann, für den, wie er sagt, seine Lehren hauptsächlich bestimmt sind, in dieser Absicht zu verhalten? Soll er ihm auf sein Wort glauben, da er ihm selbst den Werth und die Wahrheit nicht verbürgen will, und da er den Zeitpunkt voraussieht, wo ihm manches, was er früher mit aller Lebhaftigkeit und Wärme vertheidigte, in einem ganz andern Lichte, erscheinen wird?

Indeß sollen doch die Lehren der Moral in Erfüllung gebracht werden; der Gelehrte, so wie der gemeine Mann soll eine Richtschnur haben, die ihn in seinen Handlungen leite,

und ihm das Bewußtseyn beybringe, seinen Pflichten Genüge gethan zu haben. Eine Auctorität, welche den Werth oder Unwerth der moralischen Lehren entscheidet, über ihre Wahrheit oder Unwahrheit ein geprüftes und untrügliches Urtheil spricht, ist also für den Menschen in moralischer wie in dogmatischer Hinsicht, ein Bedürfniß, und die Vernunft allein, welche dem Herrn Verfasser so deutlich erklärt hat, daß er nie wissen könne, ob er nicht irre, und von Leidenschaften verblendet werde, wenn er über einen Punkt schreibt, der mit den Leidenschaften verknüpft ist, lehrt ihn eben auch, daß Christus, nachdem er aufgehört hat, den Völkern der Erde die Lehren der Moral zu erklären, nothwendiger Weise einen Richterstuhl hat aufstellen müssen, der entscheiden soll, ob die Entwickelungen und nähere Auseinandersetzungen der Lehren, welche in der Folge gemacht werden, mit den seinigen übereinstimmend sind, oder nicht. —

Christus hat die Lehren der Moral in gedrängter Kürze gegeben, und der kleinste Theil von denen, die er erklärt hat, sind, wie Johannes am Ende seines Evangeliums sagt, der Nachwelt schriftlich überbracht worden. Zudem sind sie dem Charakter, den Sitten, den Gebräu-

chen der Völker, denen sie Christus ertheilt hat, und den Zeiten, in welchen er lebte, mehr angemessen als sie es den unsrigen sind. Die orientalische Sprache ist bilderisch; Gleichnisse machten damals auf das Volk den lebhaftesten Eindruck; daher hat Christus beynahe immer in Gleichnissen zum Volke geredet. Diese Gleichnisse sind heut zu Tage dem gemeinen Manne unverständlich; sie müßen ihm also erklärt, entwickelt, und die Lehren überhaupt in eine faßlichere Sprache eingekleidet werden.

Es läßt sich aber von der göttlichen Vorsehung und von der Weisheit Christi nicht denken, daß er sein Volk, dem er eine so erhabene Moral gepredigt hatte, für die spätern Zeiten in einer Lage verlassen habe, wo es nicht fest überzeugt seyn könnte, daß eben die Moral, die man ihm mit einem andern Gewande vorträgt, seine wahre Moral sey, oder mit der seinigen gänzlich übereinstimme. — Der Verfasser sagt zwar, daß sie (die heutigen Schriftsteller über Moral) so wie der Stifter des Christenthums es vielmehr dem Geiste der Lehre selbst überlassen, und daß sich das wahre Gute und Große gewiß erhalten werde. Wie ist aber dieß zu verstehen? Wie soll sich das wahrhaft Gute und

Große der Lehren erhalten? Hat es eine innere Kraft, die es gegen alle Verfälschung schützet, und nicht zuläßt, daß jemand, der es entwickelt und vorträgt, dabey in Irrthum verfalle? So müßte man also annehmen, daß jeder moralische Schriftsteller untrüglich wäre, weil der Geist der Lehre ihre Wahrheit verbürgte. Wie läßt sich aber mit diesem Falle zusammenräumen, was er bald darauf sagt, „daß eben „das Gute und Große von Schlacken gereinigt auf die Nachwelt kommen werde, . . . „und daß manches Resultat, das sie (die heutigen Schriftsteller über Moral) erst mühsam „errangen, vielleicht bald von der reifern Nachwelt als unhaltbar und unbrauchbar „werde entfernt werden?" Die Verwirrung, in welche man verfällt, wenn man die Nothwendigkeit einer über die Wahrheit der moralischen Lehren sprechenden Auctorität nicht erkennen will, ist schon an sich, und ohne Bekräftigung aller andern Gründe, ein hinlänglicher Vernunftbeweis eben dieser Nothwendigkeit.

Die katholischen Morallehrer, welche die Nothwendigkeit einer Auctorität erkennen, die über die Wahrheit oder Unwahrheit ihrer Lehren spricht, sind dem Irrthume an sich eben so, wie alle andere, ausgesetzt, welche die gedachte

Nothwendigkeit nicht einsehen oder erkennen wollen. Sie unterwerfen aber ihre Lehren dieser höchsten Prüfung, und berichtigen dieselben nach deren Aussprüchen, wenn sie etwa ohne Wissen und Willen, oder aus unwillkührlichem Mangel an den gehörigen Kenntnissen auf einen Irrweg gerathen sind. Zu dem haben sie noch ein Mittel, das sie in vielen Fällen vor Irrthum verwahrt, und das allen denjenigen gänzlich abgeht, welche an erwähnte Auctorität keinen Glauben haben: es besteht in den so häufigen schon gefällten Urtheilen und gegebenen Aussprüchen über irrige Lehren; in Gutheißungen und Bekräftigungen eben so vieler anderer, die den wahren Sinn des Evangeliums errathen haben. Dieses doppelte Mittel dient ihnen zur Richtschnur, einerseits den Irrthum zu vermeiden, der ihnen bekannt gemacht worden ist, und anderseits auf die Lehren hinzuarbeiten, welche durch ausdrückliche oder verschwiegene Urtheile als ächt und wahr erklärt worden sind.

Der Verfassungsart der katholischen Kirche in dieser Rücksicht gemäß, ist es also nicht nothwendig, daß allemal über die moralischen Werke, so wie sie erscheinen, gesprochen werde. Das auf eine hinlängliche Bekanntmachung erfolgte Stillschweigen gilt für eine Gutheißung, und

dann kann jedermann ohne in der Besorgniß seyn zu müßen, daß er etwa irren möchte, die Lehren in Erfüllung bringen; was bey anderen Lehren der Fall nie seyn kann, wenn sie dem Urtheile einer untrüglichen Auctorität nicht unterworfen worden sind, und wenn diese kein ausdrückliches oder verschwiegenes Urtheil darüber gesprochen hat. Ob aber, was mir die Auctoritätscheuen Schriftsteller in Zweifel stellen werden, es eine solche Auctorität gebe, und ob sie in den allgemeinen Kirchenräthen und in dem Papste, als Oberhaupte der Kirche bestehe, ist eine dogmatische Frage, welche nicht meines Gegenstandes ist, und die in eigentlichen, blos dazu bestimmten Werken, auf eine die aufrichtige Vernunft befriedigende Weise schon beantwortet worden ist.

VIII.

Ueber das Almosen.

Das Almosen kann unter einem doppelten Gesichtspunkte betrachtet werden: als eine Handlung der Vernunftmoral — der Moral des Naturgesetzes — und als eine Handlung der christlichen Moral — der Moral der geoffenbarten Religion. — Im ersten Falle ist es eine freywillige Darreichung eines Theils seines Vermögens dem Bedürftigen, damit er gegen die äußreste Noth geschützet werde, und seine natürlichen Bedürfnisse, wenigst in so weit befriedigen könne, als zur Erhaltung seines Lebens und zur Bedeckung und Beschirmung seines Körpers nothwendig ist. Menschengefühl ist der Beweggrund; und die Absicht, welche man beym Almosengeben in solchem Falle hat, erstreckt sich nicht weiter als die Wirkung des Werkes selbst. Der Mensch, dessen Mitgefühl durch die Anschauung der Hilfloßigkeit seines Mitmenschen rege geworden ist, und der,

um ihn aus dieser harten Lage zu ziehen, sein Vermögen mit ihm theilt, hat blos zur Absicht, diese Hilflosigkeit zu heben, wenigstens nach dem Verhältnisse der Beyträge, die er ihm darreicht. Die Absicht des Gebenden ist also die Wirkung der Handlung selbst, so zwar, daß, wenn aus welcher Ursache es auch geschehen mag, die Wirkung nicht statt hat, seine Absicht auch nicht erfüllet worden ist.

Betrachten wir aber das Almosen als eine Handlung der christlichen Moral, so werden wir zwar an der Handlung selbst, als moralisches Werk betrachtet, keinen Unterschied wahrnehmen; sie ist, wie im ersten Falle, eine Hilfsleistung, wodurch man das Schicksal des Bedürftigen zu lindern sucht. Zu dieser Absicht kömmt aber noch eine zweyte, welche die Handlung veredelt, und den Beweggrund nicht nur auf ein bloses Gefühl gründet, das durch den Anblick des Elendes, auf eine unwillkührliche Weise, mehr oder weniger, erregt wird, je nachdem das Temperament und die Erziehung verschieden sind. Der Beweggrund wird aus reiner Tugend, aus Selbstverläugnung, aus Verachtuug der zeitlichen Glücksgüter, aus Abneigung zu sinnlichen Vergnügen hergeleitet, und die Absicht des Gebenden erstreckt sich über

die Handlung hinaus, bis in das zukünftige Leben.

Wenn wahr ist, wie Niemand es bezweifeln kann, daß der Beweggrund und die Absicht einer moralischen Handlung Werth und Würde beylegen können, so ist einleuchtend, daß je edler und erhabener der Beweggrund und die Absicht sind, desto edler und erhabener auch die Handlung selbst seyn muß. Aus dem Werthe und der Würde der Handlung fließen ebenfalls die Verdienste für denjenigen, der sie ausübt. Das Almosen, als eine Handlung der christlichen Moral betrachtet, hat also einen sehr großen Vorzug über das Almosen als ein Werk der Vernunftmoral.

Für den Christen, der aus einer übernatürlichen Absicht Almosen giebt, ist das durch den Anblick des Elendes rege gemachte Menschengefühl, nicht der Beweggrund, sondern blos die Errinnerung an eine Gelegenheit, durch die Aufopferung eines Theils seines Vermögens, reine Tugend auszuüben. Sein eigentlicher Beweggrund ist Selbstvervollkommnung in Hinsicht auf das zukünftige Leben, wozu das Almosen eine Stufe seyn soll.

Der Mensch, der aus Vernunftgründen sich zum Almosen entschließt, führt mit sich selbst

ohngefähr folgende Sprache: „Die Güter dieser „Welt hat der Schöpfer für alle Menschen ohne „Unterschied erschaffen; durch bloßen Zufall, „oder auch Kraft einer weisen Anordnung der „göttlichen Vorsehung ist der Besitz dieser Gü„ter nicht nach Verhältniß der Zahl der Men„schen in gleiche Theile getheilt worden. Wah„res Bedürfniß ist das eigentliche Recht zum „Genusse des Nothwendigen; wer also dieses „einem andern Nothwendige und für sich selbst „Ueberflüßige und Unentbehrliche in Händen „hält, ist verpflichtet, dasselbe dahin zu geben „wo Nothwendigkeit es verlangt.“ — Zu dem wird außer dem Gefühle, welches der Anblick der Bedürftigkeit erregt, noch ein gewisser Trieb erweckt, der den Menschen anspornt, dem Hilflosen beyzustehen. Ob dieses Gefühl und dieser Trieb vollkommen uneigennützig sind, oder nicht, das heißt, ob beyde bey dem Menschen nur darum erweckt werden, weil er sich vorstellt, daß wenn er so unglücklich würde, und in eine ähnliche Lage geriethe, er eben so sehr nach Hilfleistung verlangen würde; oder ob sie unwillkührlich und mit der Natur des Menschen selbst verbunden sind, wollen wir hier nicht untersuchen. Der ganze Verpflichtungsgrund für den Menschen, der nach der Ver-

nunft handelt, liegt in der Ungleichheit der Besitzungen, und der Beweggrund in dem durch das Elend aufgeregten Gefühle.

Weit erhabener ist aber die Sprache, welche der Christ mit sich führt, wenn er sich durch Mittheilung seines Vermögens zur Unterstützung des Elendes seines Mitmenschen entschließt. Die Glücksgüter, welche der gemeine Mensch als sein Eigenthum betrachtet, sind in seinen Augen bloße Lehen, deren Nutznießung, oder vielmehr Verwaltung, ihm anvertraut worden ist. Da das zeitliche Leben nur der Eingang zum ewigen ist, so sind alle Güter für ihn, was die Herberge z. B. für einen Reisenden ist, der um zu seinem Ziele gelangen zu können, sich derselben bedient, und seinen durch die Reise abgematteten Körper durch Nahrung und Ruhe wieder stärket. Was also über die Bedürfnisse seiner Person hinausreicht, betrachtet er als fremdes Eigenthum, worüber er nur das Recht hat, es unter Fremde nach Verhältniß ihrer Bedürfnisse auszutheilen.

Die Vollkommenheit in diesem Punkte ist: wenn der Christ über die Erfordernisse eines ehrbaren Unterhalts nichts für sich verwendet, und alles Uebrige unter die Bedürftigen ohne Rücksicht auf Verwandtschaft, Freundschaft,

oder aus menschlichem Ansehen u. s. w. sondern blos nach Verhältniß der Hilflosigkeit austheilt.

Die Vollkommenheit für den Mann, der aus blosen Vernunftgründen Almosen austheilt, für den Philosophen, wäre, wenn, so viel als in Hinsicht auf die wirkliche Lage der Dinge möglich ist, er so vieles zum Nutzen anderer aufopferte, bis gegen Absolute Bedürftigkeit gesorgt würde. In diesem Falle würde Manchem noch vieles über das Maaß seiner eignen Bedürfnisse überbleiben; davon könnte er willkührlich disponiren, und sich damit alle Genüsse verschaffen, wenn sie nur ehrbar sind, und nicht mit den Gesetzen der Sittlichkeit streiten.

Gleichwie nun zwischen der Vollkommenheit der philosophischen und christlichen Freygebigkeit ein sehr großer Unterschied herrschet, eben so groß ist auch der Unterschied zwischen dem Verpflichtungsgrunde von beyden.

Wir haben schon gesagt, daß das Misverhältniß zwischen den Vermögensumständen der Menschen, und die Billigkeit, daß die Reichern wenigstens in so weit dieses Misverhältniß aufheben, bis gegen absolute Bedürftigkeit gesteuert werde, der Verpflichtungsgrund für den Menschen ist, der blos nach den Vorschriften

der Vernunft handelt. Für den Christen aber liegt er theils in dem Befehle Christi, welcher sagt: Was ihr dem Kleinsten unter diesen werdet gethan haben, dieß habt ihr mir gethan u. s. w. Theils in der Bestimmung der zeitlichen Güter selbst, wozu Niemand kein im strengsten Verstande genommenes Recht besitzt, indem eine solche Neigung zu denselben, wie sie das Bewußtseyn eines eigentlichen Besitzes mit sich führt, ihn von der Bestimmung seiner selbst ablenken würde: Weil, wie Christus sagt: Wo euer Schatz ist, da wird auch euer Herz seyn. Ungetheilte Liebe zu Reichthümern und zeitlichen Gütern kann sich also mit der Bestimmung des Christen nicht vertragen; was ist dann natürlicher, als daß sie unter diejenigen ausgetheilt werden, welche dieselben vermissen.

Die Philosophen erkennen in der Moral überhaupt keinen andern Verpflichtungsgrund als die Vernunft; sie allein, sagen sie, soll die Richtschnur aller moralischen Handlungen seyn, sie allein ist befugt über ihren Werth, ihr Verdienst und ihre Gültigkeit zu sprechen; die Beweggründe, welche sie dem Menschen vorstellt, und die ihn zum Handeln entweder antreiben oder von demselben abhalten, sind einleuch-

tend, und beugen allen Ausflüchten vor; ihre Aussprüche sind unstreitig und können nur von demjenigen in Zweifel gezogen werden, dessen Verstand noch mit Vorurtheilen behaftet, und mit dichten Finsternissen benebelt ist. — Wie sehr handelt der Geizige den Vorschriften der Vernunft entgegen, ruft der Philosoph aus, wenn er Schätze auf Schätze häufet; wenn er das allgemeine Vergeltungsmittel, dessen Bestimmung beständiger Umlauf ist, in Küsten verschlossen hält, und dadurch unter Handel und Wandel eine Stockung veranlaßt, welche den Gang der gesellschaftlichen Geschäfte störet, und die allgemeinen Hilfsquellen verstopft, woraus Fülle und Ueberfluß von einem Gliede der Gesellschaft auf das andere fließen soll? Wie dringend sind also die Befehle der Vernunft, unter den Hilflosen seinen Ueberfluß auszutheilen, damit unter den Gliedern der Gesellschaft Gleichgewicht hergestellt werde, in welchem ihr Glanz und ihre Dauerhaftigkeit besteht!

Allein diese und alle ähnliche Vernuftschlüsse, womit man dem Geizigen die Schändlichkeit, sogar die Ungerechtigkeit seines Betragens vormalen wollte, machen auf ihn einen sehr schwachen Eindruck, der nicht hinreichend

ist, ihm ein Almosen abzuzwingen, wenn sie auch nach den Gesezen der strengsten Logik geordnet, und mit allem Gepränge und Prunk der Beredsamkeit vortragen würden. Nur der Philosoph, der Menschengefühl hat, und bey dem Menschenelend einen unwillkührlichen Eindruck veranlaßt, reicht dem Armen zuweilen Unterstützung dar. Dieß ist aber nicht die Wirkung seiner Vernunftschlüsse, sondern seines Gefühls, dessen Wirksamkeit auf den Menschen weit mächtiger ist, als alle Vernunftschlüsse.

Die Ursache, warum die bloße Vernunft nicht hinreichend ist, den Menschen zu bewegen, durch Almosen und Unterstützung seinem Nebenmenschen aus seinem Elende zu helfen, ist hauptsächlich darin zu suchen, weil die Vernunft ihm keine letzte Absicht, keine Vergeltung, aufweisen und darbiethen kann. Das Almosen, als eine moralische Vernunfthandlung betrachtet, ist eine freywillige Beraubung, ein Opfer, welches, wenn es vollbracht ist, dem Menschen Nichts zurück läßt, als die Zufriedenheit Gutes gethan zu haben. Diese Zufriedenheit ist eben in diesem Falle allemal ein leeres Gefühl, weil sie keine weitere Absicht hat. Sie gleicht dem Talente eines außerordentlichen Künstlers, der mit seiner Kunst in einem Gefängnisse verschlos-

sen wäre, wo er sie zwar ausüben könnte, aber dabey überzeugt wäre, daß weder er, noch die Werke seiner Kunst jemals das Tageslicht erblicken werden, sondern daß sie gleich nach ihrer Verfertigung zertrümmert und vernichtet werden. In einem solchen Falle wäre die Zufriedenheit, das Vergnügen, welches der große Künstler bey Ausübung seiner Kunst fühlt, zu leer; es wäre nicht hinreichend, ihn zur Verfertigung seltner Kunststücke zu bewegen, wenn er auch sonst keine andere Gelegenheit hätte, seine Zeit auf eine angenehme Weise zuzubringen. Man vergesse aber nicht, daß wir voraussetzen, daß der Künstler keine Hoffnung habe, daß weder er, noch seine Werke jemals über die Schranken seines Gefängnisses schreiten werden. Bey allen Beyspielen, welche man etwa anführen möchte, um unsere Vergleichung zu schwächen, war dieß nie der Fall.

Gleichwie also der Künstler in unserm angenommenen Falle keine Kunststücke verarbeiten würde, weil das Vergnügen, welches er dabey fühlt, zu leer ist, weil er durch keine weitere Absicht aufgemuntert wird, einst sich wenigstens die Bewunderung der Kenner zu gewinnen. Eben also ist für den Philosophen die Zufriedenheit, seinen Ueberfluß unter die Ar-

men ausgetheilt zu haben, zu leer; es fehlt ihm eine fernere Absicht, welche ihn aufmuntert, und die den aus der Vernunft geschöpften Bewegungsgründen Wirksamkeit und Kraft beybringt. Diese Absicht kann allein der Christ haben.

Bey dem Christen ist das Gebot des Almosens, so wie alle übrige gute Werke, eine Bedingung, deren Erfüllung mit einer ewigen Belohnung gekrönt wird. Diese Belohnung ist seine Absicht, sie muntert ihn auf, flößt ihm Großmuth, Freygebigkeit, Abneigung von allen zeitlichen Gütern ein, und bewirket bey ihm, daß er sie zu gering achte, als daß sie seiner Werthschätzung, seiner Neigung und seiner Liebe würdig werden könnten. Die Verachtung, mit welcher er auf seine Schätze blicket, macht auch, daß er mit mehr Hochachtung auf den Bedürftigen sieht; sie macht, daß er die Dienste, welche er ihm leistet, nicht hochschätze, und ihm, bey gütigster Erstattung derselben, nicht die Wirkungen eines Stolzes fühlen lasse, der neben der Wunde, welche er durch seine Beyträge heilt, eine frische schlagen würde, die ihm vielleicht weit empfindsamer als die vorige wäre.

Wegen der Absicht, durch welche der Christ

zur Erfüllung seiner moralischen Handlungen aufgemuntert wird, machen die Deisten der Religion den Vorwurf, daß weder der Verpflichtungsgrund, noch die Absicht der moralischen Handlungen des Christen, rein sey, weil sie eigennützig sind. Daher haben einige unter ihnen Uneigennützigkeit zum Verpflichtungsgrunde und zugleich zur Absicht aller moralischen Handlungen aufgestellt. Es ist hier der Ort nicht zu beweisen, wie wenig dieser Grund fest ist; ohne alle Untersuchung läßt die Erfahrung schon auf eine etwanige Grundlosigkeit schließen; denn noch nie hat man einen Deisten aus uneigennützigen Absichten gute Werke verrichten gesehen. Wir haben hier blos zur Absicht, die Religion von dem gemachten Vorwurf zu reinigen.

Der Eigennutz an sich ist nichts böses, so lange er nicht Leidenschaft wird: er ist Absicht auf Belohnung, auf Vergeltung. Auf eine solche Art ist der Handwerksmann, der Kaufmann, der Künstler eigennützig, weil er seine Arbeiten, seine Waaren, seine Kunstwerke nur gegen Erstattung einer gewissen Vergeltung, eines verabredeten, festgestellten oder versprochenen Preises hergiebt. — Eigennutz ist etwas Böses, wenn er Leidenschaft ist, das heißt,

wenn er die Wirkung einer unordentlichen Liebe zu zeitlichen Gütern ist, und über die Gränzen eines gerechten Vertrags, oder eines freywilligen Versprechens schreitet. — Nun aber hat Christus dem Menschen die ewige Glückseligkeit als eine Belohnung für seine guten Werke versprochen. Auf dieses Versprechen hin handeln, heißt also nicht aus einem im gewöhnlichem Verstande genommenen Eigennutze handeln.

Ich gestehe zwar, daß diese, obschon gute Absicht des Christen bey Ausübung seiner moralischen Werke nicht die Vollkommenste ist, die er haben kann. Wenn er sich bemüht, blos um seines Gottes willen, aus bloßer Verehrung gegen seine Pflicht, aus innigster Dankbarkeit u. s. w. zu handeln, so ist seine Absicht vollkommener. Die größere Vollkommenheit dieser letztern Absicht beweißt aber nicht, daß die andere Unvollkommen im strengsten Verstande, das heißt, zweckwidrig, verwerflich, böse, sondern blos weniger Vollkommen sey. Beyde werden uns von der Religion zum Ziele unserer Handlungen vorgestellt.

Die Ausübung der Pflicht des Almosens nach dem Geiste des Christenthumes hat noch über jene des Philosophen den Vorzug, daß sie

nothwendiger Weise mit Ausübung anderer Tugenden begleitet wird, da sie bey dem Philosophen wegen der Unzulänglichkeit des Verpflichtungsgrundes mit unlautern und zuweilen Lasterhaften Absichten verrichtet wird. — Der Mensch, der sich nach dem Geiste des Christenthums zur Aufopferung eines Theils seines Vermögens entschließt, kann es nicht thun, ohne durch eben diese Entschließung seine Pflicht zu erfüllen, seinen Gott zu verehren, indem er seine Befehle verehret. Er muß die natürliche Neigung seines Herzens zu zeitlichen Gütern überwinden, allen Genüssen und allen Bequemlichkeiten entsagen, welche er sich mit dem Theile, den er aufopfert, hätte verschaffen können. Er muß in sich eine Liebe gegen seine Nebenmenschen erwecken, ohne welche seine Hilfe und Unterstützung unkräftig wären. Er muß noch dabey allen Stolz, alle Eitelkeit, alle Ehrsucht ersticken, und den Vorschriften des Evangeliums folgen, wo Christus sagt: „Hütet euch, daß ihr euer Almosen nicht reichet, um von den Leuten gesehen zu werden. . . . Willst du also Almosen geben, „so laß es nicht vor dir her austrompeten, „wie es die Heuchler in der Synagoge und auf „der Straße machen, um so vor den Menschen

„Lob und Ehre zu erhalten. Gewiß ich sage „es euch, sie haben ihren Lohn schon empfan„gen. Wenn du aber Almosen giebst, so lasse „deine linke Hand nicht wissen, was die Rech„te thut; damit dein Almosen verborgen sey: „und dein Vater, der ins Verborgene sieht, „wird dirs öffentlich vergelten.“

Der Philosoph bey Erfüllung des Almosengesetzes übt nicht nur diese Tugenden nicht aus, sondern er handelt ihnen meistentheils entgegen. Wenn auch die Vernunft sein Betragen nicht billiget, so verbietet sie es doch nicht. Denn die Vernunft gebietet blos die Substanz der Handlung und verwirft Nebenabsichten nur in so weit sie auf dieselbe einen Einfluß haben möchten, der sie, wenigstens zum Theile, zwecklos machen könnte. Daher verbietet sie dem Armen ein Almosen mit Unwillen zu reichen, und es mit groben Arten und bittern Vorwürfen zu begleiten, weil, obgleich durch das Almosen das Elend des Bedürftigen wenigstens zum Theile gelindert worden ist, so hat man ihm, wie wir schon gesagt haben, durch die Unarten eine frische Wunde neben die andere geschlagen, die man heilen wollte.

Aber die Vernunft verbietet nicht sich eines gegebenen Almosens zu rühmen, es unter den

Leuten bekannt zu machen, um Lob und Hochschätzung einzuärndten. Sie billiget zwar ein solches Betragen nicht, weil Selbstruhm ein Laster ist, und nicht weil man dadurch sich des Verdienstes seiner guten Handlung beraubt. Vor ihrem Richterstuhle bleibt ein aus Ruhmsucht, unter manchen Rücksichten aus Eigennutz, gegebenes Almosen ein verdienstvolles Werk. Der Christ hingegen, der aus Ruhmsucht ein Almosen giebt, hat seinen Lohn schon empfangen, er darf auf kein Verdienst mehr Anspruch machen.

Aus der Vergleichung, welche wir hier zwischen dem Verpflichtungsgrunde der Vernunft und jenem der geoffenbarten Religion in Hinsicht auf das Almosen gemacht haben, erhellet, daß jener an sich unzulänglich ist, und daß die Vernunftmoral in Rücksicht auf die wirkliche Beschaffenheit des Menschen ohne Wirksamkeit bliebe, wenn sie nicht von der christlichen Moral bekräftiget und unterstützt würde.

IX.

Welche ist die Ursache, woraus man die, nach der Einführung des Christenthums erfolgte moralische Verbesserung des menschlichen Geschlechtes, herleiten soll?

Je weiter man in der Geschichte der meisten Völker hinaufsteigt, desto dunkler scheinen auch ihre Begriffe über Moralität gewesen zu seyn. Diese waren im Verhältnisse mit ihrem Gottesdienste; je mehr er mit sinnlosen und abergläubischen Gebräuchen vermengt war; je mehr die Völker die dunkeln Begriffe, welche sie von der Gottheit hatten, versinnlichten, und glaubten, daß sie in zergänglichen Körpern, in der Sonne, in den Gestirnen, in den einst durch Heldenthaten oder andre auffallende Eigenschaften berühmt gewordenen, nun aber verstorbenen Menschen, ja so gar in gewissen Thieren und Pflanzen wohneten, desto irriger waren auch die Begriffe, welche sie von Morali-

tät hatten. Vorurtheil, Gebrauch und Gewohnheit schienen die einzige Richtschnur ihrer Handlungen gewesen zu seyn; wer der stärkste war, hatte das Recht auf seiner Seite, und was er trotz allen Hindernissen durchzusetzen vermochte, mußte als rechtmäßig gelten.

Die Unsittlichkeit, welche alle Handlungen des Umganges und des gesellschaftlichen Lebens schändete, erstreckte sich auch auf die Art, ihre Gottheit zu verehren, und je mehr diese herabgewürdiget wurde, desto vernunftwidriger und sittenloser waren auch die verschiedenen Gebräuche und Handlungen, womit sie derselben huldigten, und ihren Zorn von ihnen abzuwenden suchten. Aus dem alten Testamente war der Gebrauch zu ihnen übergegangen, der Gottheit blutige Opfer zu schlachten. Allein auch dieser religiöse Gebrauch wurde nach ihren Sitten umgeschaffen, und anstatt nur Thiere zu schlachten, haben die rohesten Völker durch Menschenopfer sich mit ihren Göttern aussöhnen zu müßen geglaubt. Man trug kein Bedenken, Leute, die ihres hohen Alters halber oder wegen anhaltender Krankheiten, welche kein Aufkommen mehr hoffen ließen, der Gesellschaft einigermaßen unnütz geworden sind, zu tödten; Kinder sogar übten diese Grausamkeiten an ih-

ren Aeltern aus, und glaubten sie, einer schweren Bürde zu entledigen, wenn sie ihnen die Last des Lebens abnahmen.

Andere Völker, deren Sittlichkeit etwas mehr ausgebildet war, begnügten sich, um die unbekannte verborgene Macht zu beruhigen, und für sich zu gewinnen, ihr das beßte von ihren Früchten und von ihrer Heerde zu opfern; so wie ihre Begriffe über reine Moralität, über wahre Tugend verworren waren, so war auch ihr Gottesdienst vernunftlos und abergläubisch. Ein gewisses dunkle Gefühl, welches der Schöpfer in alle Herzen eingegraben hat, und kraft dessen der roheste Mensch sich bewußt ist, wenn er böse Handlungen ausübt, ließ diesen hierüber nicht in einer Unwissenheit, welche bey ihm zugleich seinen Leidenschaften allen Zaum losgelassen, und alle Begriffe von Gottheit und Gottesdienst ausgelöscht hätte. Daher zitterte er vor seiner Gottheit, die er nicht kannte, ob er gleich nach Willkühr bald seinen Hund, bald die Pflanzen seines Gartens vergötterte. Ueberall sah er Einflüsse eines höchsten Wesens; das Geschrey gewisser Vögel, die Richtung ihres Fluges und noch tausend dergleichen Erscheinungen hatten in seinen Augen religiöse Bedeutungen, und ihre Wirkung auf seine Seele und innere

Ruhe war nicht weniger groß, 'als auf seine verrückte Einbilduugskraft.

Allein die Altäre, an denen Opfer von Menschen und Thieren zur Ehre abergläubischer Gottheiten bluteten, sind gefallen, ihre Priester, so lange sie sich auch hinter dem Donner ihrer unbekannten Gottheit verborgen, und ihre Blitze auf das Volk schleuderten, sind verschwunden; die Auguren verloren ihr Ansehen; der Zug der Vögel galt dem Volke nicht mehr so viel als ein Wink der Gottheit; man verwunderte sich dann über die Menge und Werchiedenheit so vieler vermeinten hohen Wesen, welche über die Welt und die Menschen unumchränkte Macht und Gewalt haben sollten; man belächelte die Dummheit jener Völker, welche Sonne, Mond und Sterne, anbetheten und vor ihren eigenen Thieren und Pflanzen auf die Knie fielen; man warf einen Mitleidensblick auf jene andere, welche die größte Grausamkeit mit der göttlichen Verehrung vermengten, und die sie ihren Göttern um so angenehmer zu seyn glaubten, als sie mit mehr Wuth all Menschengefühl erstickten.

Woher nun diese Umänderung in den Begriffen des menschlichen Geschlechtes über Moralität und in dem damit verwandten Gottesdienste?

Woher diese Verfeinerung und Ausbildung des Menschen?

Auf diese Frage antwortet Hr. Pölitz *) beynahe auf folgende Weise: „gleichwie die Natur überall einen stufenweisen Gang geht, eben so schreitet der Mensch von der niedern Stufe einer rohen Wildheit und abscheulichen Sittenlosigkeit mit unmerklichen Schritten gegen eine vollkommnere Ausbildung. Anfänglich lag seine Vernunft gleichsam in seinem Körper eingeschlummert, und so wie sie allmählig aus ihrem Sinnenschlafe aufwachete, das heißt: so wie sich etwas in ihm regte, das den Hang misbilligte, dem er bis dahin blindlings folgte, so erwachte auch in ihm die erhabene Anlage zur Religion und Sittlichkeit. Er fieng an, die Gegenstände der Natur als unwirksame und tode Wesen zu betrachten. Dieß war der erste Stral der Dämmerung.“

„Allmählig entwickelte sich seine Vernunft immer mehr. Er sah sich als das erste und edelste Geschöpf im Verhältnisse mit den Thieren und andern Gegenständen der Natur. Ordnung, Einförmigkeit, Bestimmung leiteten ihn auf den Gedanken, diesen sichtbaren Erschei-

*) Beitrag zur Kritik der Philosophie und Exegese unsers Zeitalters.

nungen ein oder mehrere unsichtbare Wesen zu Grunde zu legen, und eine Gottheit anzuerkennen. Noch waren seine Begriffe über diese Gottheit sehr beschränkt und verworren; daher heftete er sie an Gegenstände, die unter Sinne fielen, unter welchen er sie verborgen glaubte, und so wie die Art des Dienstes, den er ihr erwieß, die Kindheit seiner Vernunft noch verrieth, so war auch seine Moralität wenig ausgebildet. Der Hang zur Befriedigung seiner Leidenschaften war noch zu groß; deßwegen schuff er auch diesen eigene Götter, um die Befriedigung seiner Triebe dadurch einigermaßen zu rechtfertigen. „So lange er sich „mit Aberglauben, und Götzendienste brüstete; „so lange er am Gängelbande sich von den „Priestern führen ließ, die seine Phantasie „zerrütteten, und mit irrigen Vorstellungen über „Gottheit, Pflicht, Recht und Leben nach „dem Tode überluden, so tappte auch sein „Verstand noch immer im Dunkeln umher. „Welch ein Kampf mußte nicht erst eintreten, „ehe diese Finsternisse, diese Schatten des To„des zum weichen gebracht, und an ihre „Stelle nur nach und nach einzelne, hellere „und würdigere Begriffe gesetzt werden konn„ten! und doch sind, Dank sey es der Vorse-

„hung! jene ganz unwürdigen Begriffe unter „den kultivirten Völkern dieser Erde verdrängt „worden durch den Sonnenstral der höhern „Aufklärung!“

Eine stufenweise Ausbildung des menschlichen Geschlechtes, die Aufklärung, ist also nach der Meinung des Hrn. Pölitz die Ursache, warum die rohen Völker ihre irrigen Begriffe über Moralität berichtigt, und mit ihnen den Götzendienst abgelegt haben, der ihre Vernunft so sehr entehrte.

Wenn blos von Wissenschaften und Künsten die Rede wäre, so würde ich Pölitzens Behauptung vollkommen beypflichten. In den ersten Zeiten der Welt waren weder Wissenschaften noch Künste dem Menschen bekannt; sie glichen einem öden Felde, welches keine Früchte hervorbrachte, weil es noch nicht bearbeitet worden war, oder vielmehr einer Wüste, wo man keinen betretenen Weg fand, weil noch niemand in derselben gegangen war. Bedürfnisse erweckten die Aufmerksamkeit des Menschen, nöthigten ihn zum Nachdenken, und machten ihn sinnreich. So entdeckte er die Mittel, diese Bedürfniße zu befriedigen. So sind die verschiedenen Handwerke und Künste,

und dann auch die ersten Begriffe der Wissenschaften entstanden.

Je mehr der Mensch sich von dem Augenblicke seiner Erschaffung entfernte, so nahm auch die Zahl seiner Entdeckungen und Erfindungen zu. In jedem Jahrhunderte benutzte man die vorher gemachten Erfindungen und verbesserte dieselben. Durch ununterbrochene Entdeckungen und Vervollkommnungen kam der Mensch allmählig auf den Standpunkt, wo er wirklich ist. In diesem Verstande kann man behaupten, daß das Menschengeschlecht stufenweise ausgebildet und aufgeklärt worden ist.

Mit der Moralität und den Religionsbegriffen verhielt es sich ganz anders. Diese können nicht in die Klasse der übrigen Wissenschaften gereihet werden, weil sie nicht blos auf den Verstand des Menschen, sondern vorzüglich auf sein Herz sich beziehen. Der Gegenstand, so wohl der Moral als der Religion, ist, den Menschen gut und tugendhaft zu bilden; ihre Absicht ist also seine Leidenschaften zu bekämpfen, welche, wenn er ihnen freyen Lauf ließe, ihn von diesem Ziele ablenken würden. Sie bilden zwar auch seine Vernunft, aber nur in so weit sie ihm die Mittel zu erkennen geben, die er gebrauchen soll, um

tugendhaft zu werden. Die Künste und Wissenschaften hingegen stehen mit dem Herzen in keiner Verbindung.

Der Hang des Menschen zum Bösen ist zu allen Zeiten gleich gewesen; er ist so alt als der Fall des ersten Menschen, und wird immer der nämliche bleiben. Die Begriffe, die er von dem Bösen und von Moralität überhaupt hatte, waren zu gewissen Zeiten roher und irriger als zu andern, aber sie wurden nicht stufenweise ausgebildet; sie waren bey den verschiedenen Völkern in einem mehr oder weniger hohen Grade der Reinheit, je nachdem die Religion bey ihnen in einer größern oder geringern Verehrung stand; und so wie diese in Vergessenheit gerieth, kam die Sittenlosigkeit wieder in Schwang, und dann wurden zuweilen Laster ausgeübt, die bis dorthin noch unbekannt waren.

Die Geschichte des israelitischen Volkes dienet uns hier zum Beweise. So lange bey diesem Volke, die von Gott vorgeschriebene Religion und die politische Verfassung, welche, da sie von Gott unmittelbar herkam, einigermaßen einen Theil seiner Religion ausmachte, in allgemeiner und öffentlicher Verehrung stand, blüheten auch die guten Sitten; so oft aber

die Vorgesetzten, und mit diesen das Volk die wahre Religion ablegten und in Abgötterey verfielen, so verlor auch allemal die Sittlichkeit bey ihnen allen Werth. Wir würden diesen Punkt zu weit ausdehnen, wenn wir die Schandthaten aufdecken und herzählen wollten, welche das jüdische Volk begieng, nachdem seine Verfassung gestürzt war, und die verschiedenen Zünfte voneinander getrennt worden sind. Wenn die Moralität einen stufenweisen Gang zur Ausbildung gienge, hätten diese Abwechslungen bey dem jüdischen Volke, wenigstens auf eine so auffallende und abstehende Weise, Statt haben können?

Wenn wir die Geschichte der andern Völker aufschlagen, so finden wir, daß die Sittlichkeit niemals mit dem Zustande ihrer wissenschaftlichen Ausbildung im Verhältnisse war. Griechenland, welches durch seine wissenschaftlichen Kenntnisse lange Zeit auf dem ersten Range unter den Staaten gestanden war, wurde durch Sittenlosigkeit gestürzt. Wo es am mächtigsten war, und die höchste Stufe seiner Größe und Fruchtbarkeit erreicht hatte, verwelkte die schönste Blüthe seiner Kultur, und es verfiel unter die Macht der damals der ganzen Welt Gesetze vorschreibenden Römer.

Aber Rom hatte endlich auch wie Athen gleiches Schicksal. Die römischen Sieger, so wie sie die fremden Länder einnahmen, nahmen von ihnen auch ihre Gebräuche und Sitten ab. Die Weichlichkeit des Asiaters, die Ausschweifungen und Schwelgereyen der spätern Griechen hatten nur zu bald die römischen Bürger vergiftet, und die Menge besiegter Fremden, die sich in Rom niedergelassen hatten, trug nicht wenig dazu bey, diese auswärtigen Sitten, die ihren Sturz befördert haben, einheimisch zu machen. Erbeute Kunstwerke gewöhnten den Römer an Pracht und Luxus; unermeßliche Reichthümer wurden von der Provinz in die Hauptstadt gebracht, und die natürlichen Folgen davon waren Ausschweifungen aller Art. Da aber Luxus und Ausschweifungen aller Art unausbleiblich von Entkräftung, Weichlichkeit und Verderbniß der Sitten begleitet werden, so konnte auch der Augenblick, der so viele vor den Römern blühende Reiche gestürzt hatte, nicht mehr entfernt seyn, und von Tage zu Tage näherte er sich mit verdoppelten Schritten heran. Damals war Rom auf die höchste Stufe seiner Macht und zugleich seiner Ausbildung im Verstande der Philosophen gestiegen.

Kommen wir nun bis auf unsere Zeiten zurück, wo folglich das Maximum aller Ausbildung seyn muß, wo die Aufklärung eigentlich erst recht bekannt wurde, und dem menschlichen Verstande einen Schwung gab, den man im vergangenen Jahrhunderte vielleicht für unmöglich würde gehalten haben, in welchem Zustande finden wir die Sittlichkeit? Ist je unter gesitteten Völkern ein Zeitpunkt gewesen, wo das Laster mit mehr Frechheit thronte, wo die Begriffe von wahrer und innerer Tugend irriger waren, wo man sie mehr auf blos gesellschaftliche Verhältnisse einschränkte, wo man sich mehr der wahren Rechtschaffenheit einigermaßen schämen mußte? — Wird wohl die Nachwelt glauben können, daß am Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts, welches man so einstimmig das aufgeklärte Jahrhundert nennt, Schandthaten in Frankreich ausgeübt worden sind, an deren Möglichkeit jetzt noch zu zweifeln Jedermann geneigt ist, der nicht selbst Augenzeuge war, und in der Lage derjenigen sich befand, an denen sie ausgeübt worden sind?

Ohngeachtet dieser Thatsachen, wird man mir einwenden, daß man doch nie von Moral, von Pflichten des Menschen u. s. w. richtigere

Begriffe gehabt hat, als eben in den Zeiten, wo Rom und Athen blüheten, und auch in unsern Tagen, besonders in den letztern Jahrzehnten.

Wenn dieß wahr ist, so frage ich, ob dann Sittenverderbniß die Wirkung der Ausbildung, der Berichtigung der Begriffe über Moral sey, besonders da dieses bey denen überhaupt am größten ist, die ihrer Ausbildung halber die richtigsten Begriffe über Moral haben sollten?

Dann, wenn man die vielen Bücher über Moralität liest, die in den letzten Jahren geschrieben worden sind, so wird man zwar finden, daß die Lehren der Moral mit mehr Kunst zusammengebracht und in ein System umgeschaffen worden sind, von den häufigen Irrthümmern aber nicht zu gedenken, welche man hinein verflochten hat, wie es aus der Verschiedenheit der Lehren selbst und aus den Grundbegriffen, auf welche sie festgesetzt werden, schon zur Genüge erweislich ist. Aber sind dadurch die Begriffe bey dem Menschen richtiger geworden? Dann was nützt der großen Welt, wenn die Gelehrten ein Lehrgebäude aufrichten, das eben deßwegen ihrer Fassungskraft nicht angemessen ist, weil es ein Lehrgebäude ist? Wenn die Moral eine blos spekulative Wissenschaft, wie die

andern, wäre, das heißt: wenn sie auf die menschlichen Handlungen keinen Einfluß haben, und ihren Wirkungskreis auf das gemeine Volk nicht eben sowohl, wie auf den Gelehrten erstrecken sollte, so wäre es für die Moral ein großer Nutzen, wenn man sie, wie man es heute zu machen, sich so sehr bemüht, in ein künstliches Lehrgebäude zusammen brächte.

Aus dem, was wir bisher über den Zustand der Moral zu den verschiedenen Zeiten der Menschheit gesagt haben, erhellet, daß sie von der wissenschaftlichen Ausbildung der Vernunft unabhängig sey, und daß sie ihren, zu gewissen Zeiten, bessern Zustand einer ganz andern Ursache zu verdanken habe.

Als Christus das Evangelium in der Welt anzukündigen anfieng, hatte die Sittenlosigkeit ihr Reich über die ganze Welt ausgebreitet; je mehr der Zeitpunkt anrückte, wo er erscheinen sollte, desto weniger bereiteten sich die Juden zu demselben; die pharisäische Sekte kannte den wahren Geist der mosaischen Religion nicht mehr, Eigendünkel und Stolz hatten sie verblendet, und sie drang auf die strengste Beobachtung des Gesetzes so wie auf Ausübung vieler späterhin erdichteter und angenommener Gebräuche und Gewohnheiten, welche eigentlich

zum Gesetze nicht gehörten. Die übrigen Sekten waren vom Geiste der jüdischen Religion eben auch gewichen, und in ein Sittenverderbniß verfallen, das die Ankunft des Messias auch unter dieser Rücksicht sehr nothwendig machete.

Allein kaum waren die Völker mit dem Lichte des Evangeliums beleuchtet, kaum hatten sie angefangen die wohlthätige und wirksame Kraft der Lehren Christi zu fühlen, so fiengen auch unter ihnen reine Sitten eben so zu blühen an, wie in verschiedenen Zeiten zuvor ihre Staaten unter politischer Rücksicht wechselweise blüheten. Aus eben diesen Trümmern der Staaten und aus dem häßlichen Körper der Schwelgerey erhub sich das herrliche Gebäude der Religion und Sittenlehre Christi, welche alle Menschen, die sich zu derselben bekannten, gänzlich umschuff; welche ihnen uneigennützige und aller Herrschsucht ganz entgegengesetzte Gesinnungen einflößte; welche den Geist des Menschen von allen zeitlichen Dingen abwendete, seinen Leidenschaften einen Zaum anlegte, seine Begierlichkeiten erstickte, seinen Hang nach Wollust, und sinnlichen Vergnügen zerstörte, kurz, vollkommene Selbstläugnung predigte.

Dann sah man die Christen an politischen

Verhältnissen nur in so weit haften, als zur Entrichtung ihrer Pflichten als Staatsbürger, und gegenseitiger Hilfsleistung gegen ihre Ne-Nebenmenschen nothwendig war; sie waren alle wie Brüder einer einzigen Familie; jeder erfreute sich über das Wohl seines Mitbruders, und so oft ihm ein Unglück widerfuhr, so suchte er es durch wahre und ungeheuchelte Theilnahme nach Möglichkeit zu lindern; alle hatten ein und ebendasselbe Interesse, welches nicht Vermehrung ihrer zeitlichen Besitzungen, oder wie es die fleischlichen Juden erwarteten, eine unumschränkte weltliche Macht und Oberherrschaft über alle Völker der Erde war, sondern sie hegten nur den einzigen Wunsch, daß die Lehren Christi überall ausgebreitet werden möchten. — Wie kann man aber in einer plötzlichen Veränderung einen stufenweisen Gang erkennen? War dieß nicht ein außerordentlicher Schritt, den keine Menschenkraft hat bewirken können? Und dann, ist seit dem Anfange der Welt bis auf unsere Tagen ein Zeitpunkt gewesen, wo reinere Sitten als damals blüheten? — Wie ist dieß mit einer stufenweisen Ausbildung zu vereinbaren? ...

X.

Moralische Gedanken über das Spiel.

Das Spiel, im allgemeinen Verstande genommen, ist eine Erholung für den Menschen, der sich durch Arbeiten des Geistes oder des Leibes entkräftet hat. Dieß ist der Begriff, den man sich gewöhnlich davon machet. Bey genauerer Prüfung wird man aber finden, daß die erwähnte Erholung eigentlich die Bestimmung, die Absicht, und nicht die Wesenheit des Spiels sey.

Das Spiel gehört vorzüglich unter jene Erholungen, bey denen man sehr geneigt ist, die Gränzen ihrer natürlichen Bestimmung zu überschreiten. Die Ursache davon liegt in einem Umstande, der gewöhnlich die Seele des Spiels ausmachet, ob er gleich an sich etwas zufälliges sey, und zum Wesen des Spiels nicht gehöre. Dieser Umstand ist die G e w i n n s u c h t.

Im eigentlichen Verstande ist das Spiel eine Art von Kampf, in welchem zwey oder mehrere

Spielende einigermaßen miteinander streiten, um den Sieg davon zu tragen. So lange dieser Sieg blos in der Ehre, seine Feinde überwunden zu haben, und in dem Vergnügen besteht, welches natürlicher Weise mit jedem Bewußtseyn, gesiegt zu haben, verknüpfet ist, so ist das Spiel eine der zweckmäßigsten Erholungen für den Geist, der durch beständige und sich immer wiederholende Arbeiten ermattet wird. Es ist für ihn, was der Schlaf für den Körper ist, und gleichwie dieser durch den Schlaf in eine ungewöhnliche und so zu sagen ganz fremde Lage versetzt wird, eben so tritt der Geist beym Spiele aus dem Kreise seiner gewöhnlichen Thätigkeit heraus, um in einen andern zu übergehen, der an sich weder seiner Bestimmung noch seiner Würde angemessen ist, und nur in so weit als gut und ehrbar angesehen werden kann, als er ihm beförderlich ist, sich in seine gewöhnliche Lage wieder zu fügen.

Setzt man aber in dem Spielkampfe außer der Ehre des Sieges, und dem damit verbundenen Vergnügen noch ein neues Ziel, den Eigennutz, den Gewinn: so ist einleuchtend, daß dadurch das Spiel von seiner wahren Bestimmung weggelenket, und um so mehr herabge-

würdiget wird, als das neue Ziel das eigentliche mehr verdrängt, und zum einzigen und ausschließlichen Ziele bestellt wird. Die Ursache, warum der Gewinn kein so würdiges Ziel des Spieles, als die blose Ehre des Sieges, ist, liegt nicht in der Natur des Gewinns selbst; denn, der Gewinn an sich betrachtet, ist eine eben so gute Absicht der menschlichen Handlungen als die Ehre: beyde sind gleichergestalt moralisch gut, so lange sie nicht misbrauchet werden. Aber der Gewinn ist darum keine des Spiels würdige Absicht, weil er seine wahre Bestimmung gewöhnlich aufhebt, und einen Eigennutz erweckt, der im Spiele immer Leidenschaft, zwar mehr oder weniger, ist, je nachdem die Spielenden mit mehr oder weniger Eifer nach demselben streben.

In einem Spiele, welches der Geist des Gewinnes beseelt, kann unmöglicher Weise wahre Erholung Statt haben. Der Spielende wird dabey einigermaßen seiner Freiheit beraubt; denn es hängt nicht mehr von ihm ab, auf die Ehre des Sieges Verzicht zu thun; sonst müßte er auch auf die Neigung Verzicht thun, die er natürlicher Weise zu seinen Gelde hat; was kein Fall ist, den man im Spiele annehmen kann. Der Geist der Spielenden ist also ge-

nöthiget, sich auf eine unwillkürliche Anstrengung und Aufmerksamkeit zu stimmen, nicht nur damit er der kleinen Schande, überwunden zu werden, ausweiche, — die man zwar in interessirten Spielen nicht mehr achtet, — sondern damit er dazu nicht noch das Geld aufopfern müsse, um welches man wetteifert.

Noch ist zu bemerken, daß, wenn auch ein Spielender uneigennützig genug wäre, um auf allen Gewinn Verzicht zu thun, er seinen Geist darum aus seiner Spannung nicht befreyen könnte, weil zwischen Gewinn und Verlust kein Mittel ist. Dieser letztere Umstand setzet den Geist in eine besondere Thätigkeit, weil man überhaupt keinen Verlust mit weniger Kaltblütigkeit überträgt, als denjenigen, den man im Spiele machen muß, gleichwie auch der Spieler sich auch weniger kränket, wenn ihm eine Schuld nicht bezahlt wird, die sein Mitspieler durch einen Verlust bey ihm gemacht hat. Daher ist einigermassen zum Sprichworte geworden, die Schulden, von deren Abbezahlung man wenig Hoffnung hat, einer Spielschuld zu vergleichen. Hieraus erhellet also, daß in einem Spiele, wo Gewinnsucht die Seele ist, der Geist sich nicht erholen könne. Aber welcher ist der Einfluß eines eigennützigen Spieles auf die

Sittlichkeit? Die Beantwortung dieser Frage ist unser eigentlicher Gegenstand.

Der Eigennutz an sich betrachtet, ist nichts Böses; er ist die Haupttriebfeder der gesellschaftlichen Handlungen; er ist das kräftigste Band, welches die Menschen als Glieder einer Gesellschaft, eines Staates, untereinander verbindet; er ist für den Hausvater ein wichtiger Beweggrund, der ihn zum Arbeiten antreibt, damit er sich Mittel erwerbe, um einst seine Kinder versorgen zu können, und selbst nicht in Bedürftigkeit zu gerathen, wenn er Alters halber seinen Geschäften nicht mehr, wie in der Blüthe seiner Tage, mit gleicher Thätigkeit obliegen kann. Erst dann wird Eigennutz unmoralisch, wenn er zu einer Leidenschaft wird, und sich zur Absicht von Handlungen bestellt, von denen ihrer Natur gemäß aller Eigennutz verbannt werden soll.

Das Spiel ist eine solcher Handlungen, in welche Eigennutz sich nicht mischen darf. Er verrückt, wie wir gesehen haben, die Hauptabsicht des Spiels, und kann in demselben, wie wenig er Thätigkeit erheischt, nicht anders als wie Leidenschaft bestehen.

Obgleich die Scheidlinie zwischen den Handlungen, welche einen ehrbaren Eigennutz zum

Ziele haben dürfen, und jenen, deren Natur er widerspricht, nicht nach gewissen Regeln und festen Grundsätzen, gezogen werden könne, so fühlt doch Jedermann, daß er eine Art von Unanständigkeit begeht, wenn er Eigennutz ohne Unterschied in alle seine Handlungen einschleichen läßt. Dieses sittliche Gefühl dient einem jeden zur Richtschnur, und bewegt ihn, wenn er seinen Eigennutz lieber befriedigen, als den Vorschriften des Gefühls gemäß handeln will, wenigst seine Handlungen mit einem uneigennützigen Firnisse zu übertünchen. Wir fühlen z. B. daß der Handwerksmann, der Kaufmann, der Künstler, der um des Eigennutzes willen arbeitet, nicht gegen die Vorschriften der Anständigkeit handelt, wenn er für seine Arbeit, Beschäftigung und Mühe eine Vergeltung verlangt, wodurch sein Eigennutz befriedigt wird. Wir fühlen aber auch, daß bey eben denselben Leuten es Unanständigkeit wäre, wenn sie gleiche Vergeltung für eine bloße Dienstleistung verlangten, die sie, ihrer Geschäfte unbeschadet, hätten verrichten können.

Eben dasselbe Gefühl sagt mir auch, daß Eigennutz im Spiele unanständig sey, daß dieses keine solcher Beschäftigungen ist, die mit Geld vergolten werden sollen, sondern daß uneigen-

nützige Ehre, bloße Erholung, das einzige ehrbare Ziel seyn könne. Daher sucht man in Spielen, die der Gewinngeist beseelt, seine eigennützigen Absichten zu verdecken; man will es sich nicht ansehen lassen, daß man blos um des Gewinns willen seinen Geist in Spannung hält; und um dieses Ziel desto besser zu erreichen, affektirt man sogar zuweilen eine Art von Unaufmerksamkeit; man begeht geflissentlich geringe Fehler aus einer verstellten Unbedachtsamkeit, und hält sich über die kleinen Verluste, die darauf folgen, ganz gleichgiltig.

Zu verwundern ist es, daß bie Spieler überhaupt diese Kunstgriffe gegeneinander wechselseitig gebrauchen, um dadurch ihre wahre Absicht zu verdecken, da es ihnen doch nicht unbekannt seyn kann, daß jeder Spieler weiß, welche die Absichten eines jeden sind; und keiner kann hierin irren, weil keiner sich bergen kann, daß er aus eigennützigen Absichten spielt, und daß die Andern diese Absichten, ohngeachtet aller seiner Kunst und Verstellung, auf eben dieselbe Weise an ihm wahrnehmen können, wie er sie an andern entdeckt. Aus diesen gegenseitigen Bemühungen, den Geist des Eigennutzes zu verbergen, erhellet also, daß er kein Spiel beseelen soll.

Man schämt sich ja nicht, um Geld zu spielen, wird man sagen. Es legt ja einer vor dem andern seinen Satz in das Spiel, und der Spieler, der gewinnt, zieht alle Sätze heraus, ohne daß das geringste Gefühl in ihm entstehe, als handelte er gegen die Gesetze der Anständigkeit.

Da in einem Spiele, welches man interessiren will, nothwendiger Weise erfordert wird, daß die Spieler gewisse Sätze ins Spiel legen, so konnten sie nicht umhin, diese Bedingung zu erfüllen; sie mußten über diesen Punkt dreist wegschreiten, und das Gefühl ersticken, welches sie an die Verletzung der Anständigkeitsregeln erinnerte. Die Nothwendigkeit einerseits, und die Gewohnheit anderseits bewirkte, daß dieses Gefühl allmählig miskannt wurde. Daß es aber nichtsdestoweniger seine Stimme zuweilen leise hören läßt, ist dadurch erweislich, daß Spielende, welche durch die Bande der Verwandtschaft, einer engen und wahren Freundschaft miteinander verbunden sind, oder wenn zwischen Spielenden ein großes Misverhältniß des Standes oder des Vermögens herrschet, — wäre die Neigung und Liebe, die sie etwa zum Gelde hegen, noch so groß — sich schämen würden, das Spiel zu interessiren. Hat das Ge-

fühl in diesem letztern Falle einen andern Grund als in jedem andern? Wenn das Spielinteressiren im strengsten Verstande nicht etwas zweckwidriges wäre, so könnte man keinen Fall erdenken, wo es Bedenklichkeiten veranlassen könnte.

Man würde uns, und zwar mit Recht, eine allzustrenge Lehre vorwerfen, wenn wir unsern Grundsätzen, ohne alle Ausnahme und Einschränkung, Giltigkeit behaupten wollten. — Wenn je ein Punkt ist, wo man auf Verhältniß Rücksicht nehmen muß, so ist es im Spiele, welches interessirt wird; denn in den Familienspielen, wo Aeltern mit ihren Kindern, mit ihrer Hausgenossenschaft, oder wo vertraute Freunde miteinander spielen, bleibt Interesse nur Nebenzweck. In diesem Falle ist einleuchtend, daß dabey weder Anständigkeit noch Sittlichkeit beeinträchtigt werde. Diese Art von Spiel ist die erste Stufe. Je mehr nun der Eigennutz steigt und zum Hauptzwecke bestellt wird, desto mehr schreitet auch das Spiel zur Unsittlichkeit. Diesen Punkt wollen wir noch etwas mehr auseinander setzen.

Bey dem Spieler, der blos auf seinen Eigennutz zielt, hört das Spiel auf, eine erholende Beschäftigung zu seyn; es ist für ihn nur

noch Mittel zu seinem Zwecke; sein Geist ist lediglich mit dem Gewinne beschäftigt, und so oft ihm der Gedanke einfällt, er möchte verlieren, so oft er eine mehr oder weniger wahrscheinliche Gefahr sieht, so verdoppelt er seinen Eifer und seine Thätigkeit. Nichts gleicht in einem solchem Falle seiner Aufmerksamkeit; alle Winke, alle Gebärden, alle Bewegungen, die unbedeutendsten Zeichen sind in seinen Augen von großer Wichtigkeit, und manchmal bewegen sie ihn, diesen Entschluß eher zu fassen, als jenen, der sich am ersten darboth. Er bemühet sich, die Spielart und eben diese Entschließungen in den Gesichtern, an den leidenschaftlichen Zügen zu lesen, und an den Aeußerungen, welche die wirkliche Seynsart und Beschaffenheit des Spiels bey seinen Mitgespielen veranlaßt, wahrzunehmen, ob sie sich dieses oder jenes Kunstgriffes bedienen werden, ob sie ihr Spiel nach diesem oder jenem Ausgange lenken, damit er mit gegenseitigen Kunstgriffen ihren Absichten entgegen arbeite, dem Spiele eine unverhoffte Lenkung gebe, und so den Ausgang, auf welchen ein jeder für sich zwecket, gegen die Erwartung eines jeden insbesondere nach seinem Vortheile richte.

Welche heftige Bewegungen entstehen inner-

lich bey dem Ausgange! welche Freude bey dem Gewinnenden! welcher Verdruß bey den Verlierenden! welche unwillkührliche Herzensklopfungen bey allen! — Nicht nur ihr Geist, sondern ihr Körper wird in eine gewaltsame Lage versetzt. Es ist keine geistige Beschäftigung, wo der Spieler sich weniger stören läßt, als im Spiele; kein Umstand, wo er sich von einer Zerstreuung schwerer erholt, als im Spiele; kein Augenblick, wo fremde Fragen, und alle ähnliche Begehren an ihm mehr zur Unzeit angebracht werden, als im Spiele. Sein Geist ist in eine Lage eingeengt, wo ihm keine andere Thätigkeit gestattet wird, als die, welche sich auf das Spiel bezieht; er kann also nie in einer gewaltsamern Lage, als im Spiele, sich befinden.

Das gleiche läßt sich von dem Körper behaupten. Eine ängstliche Lage des Geistes bringt nothwendiger Weise auch eine gewaltsame Lage des Körpers mit sich. Denn jede Bewegung, welche bey diesem nicht unmittelbar durch jenen veranlaßt wird, könnte ihn in seinem Gange und in seinen Kombinationen stören. Man sehe den Spieler, wie sein Leib in einer gezwungenen Seynsart ist, wie auch die unwillkührlichsten Bewegungen in einem unnatürlichen Stillstande sind, so lange der Geist nicht ein beab-

sichtetes Ziel erreicht, einen gewissen Aufschluß entdeckt, oder in einer gewissen Erwartung befriedigt worden ist. Aus der Auflösung der Spannungen des Körpers, welche auf den Ausgang des Spiels erfolgt, läßt sich auch noch auf die Bedrängniß der Lage schließen, in welcher er war. Wie wenig ein solcher Spieler sich durch das Spielen erholt, bedarf wohl keines Beweises mehr.

Gleiche Aufmerksamkeit bey allen Spielenden, gleiches Verlangen zu gewinnen, gleiche Furcht zu verlieren verleiten natürlicher Weise einen jeden zum Gebrauche gewisser Kunstgriffe, welche nicht blos die Wirkung geistreicher und sich unmittelbar auf das Spiel beziehender Kombinationen, oder einer mit mehr oder weniger Geschicklichkeit eingerichteten Spielart sind, sondern zur Absicht haben, die andern zu täuschen und in Irrthum zu verleiten. Bey dem Gebrauche solcher Kunstgriffe bleibt man äußerst selten innerhalb der Gränzen der Gerechtigkeit. Diejenigen also, welche dabey den Schritt zum Betruge noch nicht gemacht haben, sind demselben sehr nahe, und schwerlich wird ein Spieler, der schon so weit gekommen ist, ihn nicht thun.

Es versteht sich von selbst, daß wir von der ersten Stufe auf einmal bis zur letzten gestiegen sind, wo man nämlich, um zu gewinnen,

den Gebrauch ungerechter Mittel nicht scheut. Aus der Beschaffenheit beyder Excesse lassen sich die Zwischenlagen am leichtesten beurtheilen. Die Immoralität des Spiels nimmt also zu oder ab, je nachdem die Spieler diesem Excesse näher kommen, oder sich davor mehr entfernt halten.

Das Spiel, in welchen man den Gewinn zum einzigen Ziele setzt, ist eine Art von stillschweigendem Kontrakte, den Spieler miteinander machen; die Regeln des Spiels sind die Bedingungen des Kontrakts; wer die Regeln nicht beobachtet, und durch verborgene Kunstgriffe ihnen entgegen handelt, bricht diese Bedingungen. Daß im Spiele die Bedingungen zu brechen nicht erlaubt seyn könne, läßt sich schon dadurch hinlänglich beweisen, weil kein Spieler, der die Bedingungen heimlich nicht erfüllet, es zuließe, daß sein Betragen den andern bekannt gemacht werde, und weil, wenn einer darauf etwa ertappt wird, die Nichtigkeit des ganzen Spiels darauf erfolget. Ich rede nichts weder von der Schaam, welcher der Betrüger sich aussetzt, noch von den Vorwürfen, die er sich zuzieht, und die bey manchen Gelegenheiten oft mit den gröbsten Unarten, Beschimpfungen, Zänken und Händeln begleitet werden. Dieß sind unausbleibliche Folgen eines unmäßigen und sehr interessir-

ten Spiels, wenigstens bey Leuten, die eine bessere Erziehung von dergleichen Unarten nicht abhält, und sie bewegt, ihren Verdruß in sich zu verschließen, und, so wenig als möglich, zu äußern.

Ich sage, so wenig als möglich, denn, da das Spiel, wie wir oben gesehen haben, eine heftige innere Bewegung hervorbringt, so hängt es von dem am beßten erzogenen Spieler nicht allemal ab, es zu verhindern, daß zuweilen seine innerlichen Bewegungen sich äußern, und den Unwillen verrathen, den er in sich verschließen wollte.

Die Folgen, welche das unmäßige Spiel nach sich zieht, sind sehr zahlreich und ausgebreitet. Der Spieler verliert seine

Zeit, die er mit nothwendigen und nützlichen Beschäftigungen verwenden soll. Er versäumt dabey die Pflichten der Religion und seines Standes; er verhinläßigt die Erziehung seiner Kinder, und seine häuslichen Geschäfte. Alle diese Gegenstände verlieren ihre Wichtigkeit in den Augen des Spielers, für den nur das Spiel Reizen und Anlockungen hat. — Er richtet sein

Vermögen zu Grunde, so groß auch die Liebe und Neigung ist, die sein Herz an dasselbe binden. Den Spieler, wenn er noch so

unglücklich im Spiele ist, verläßt die Hoffnung nie, seinen Verlust nicht wieder zu ersetzen, wenn die Reihe des unbeständigen Glückes wieder an ihn kommt. Da aber weiter nicht gespielt werden kann, ohne daß das überbleibende Vermögen angegriffen werde, so nimmt dieses immer ab, wenn das Glück, welches in seinen Abwechslungen sich an keine regelmäßige Ordnung bindet, ihm nicht bald seine Gunst zukommen läßt. Je mehr aber dieser erwünschte Augenblick sich entfernt, desto mehr hofft der Spieler, daß er nahe ist. Dadurch wird er aufgemuntert, auch noch die letzten Ueberbleibsel dreist aufzuopfern, und auf das Spiel zu setzen, um dem widerspänstigen Glücke durch diese letzte Bemühung seine Gunst einigermaßen abzuzwingen, die es sich so lange verweigert, freywillig zu ertheilen. Wie wenig aber das Glück sich zwingen läßt, beweist Erfahrung zur Genüge. — Bey anhaltenden Spielen leidet auch die

Gesundheit. Wir haben schon oben gesehen, in welche harte und gedrückte Lage der Körper sich fügen muß. Durch die Heftigkeit der innern Bewegungen wird die ganze Maschine des Körpers erschüttert und verrückt; die Verrichtungen der innern Theile werden gestört, und daraus entsteht eine Unordnung, deren Ein-

fluß auf die Gesundheit, wo nicht allemal sehr merklich, doch immer schädlich ist. — Die bösen Wirkungen des Spiels auf den Körper übergehen dann auch natürlicher Weise auf den

Verstand, der in einer gegenseitigen Abhängigkeit mit dem Körper steht. Durch einen schändlichen Eigennutz, nach welchem er streben muß, wird er verwildert, seine Verrichtungen werden herabgewürdiget, und allmählig wird er zu edeln und uneigennützigen unfähig gemacht. — Der größte Schaden entsteht aber aus dem Spiele für seine

Sittlichkeit. Denn außerdem, daß das Spiel den Weg zum Betruge, und dadurch zu allen Ungerechtigkeiten bahnt, erstickt es auch jenes reine sittliche Gefühl, welches wahre Verehrung der Religion und Achtung gegen seine gesellschaftlichen Pflichten einflößt. Die Leidenschaft des Spiels gleicht allen übrigen Leidenschaften; je öfter sie befriedigt wird, desto mehr nimmt sie zu, und desto reizender werden ihre Anlockungen. Je größer aber der Hang nach einem besondern und ausschließlichen Gegenstande ist, desto ungetheilter wird er. Unaufhörlich neigt er sich nach seinem Ziele, und durch öftere Erreichungen desselben läßt er sich nicht ermüden.

XI.

Ueber das Verhältniß der Moral zur Politik.

Es ist unter den meisten Politikern unsers Jahrhunderts beynahe allgemeine Sprache geworden: daß der Endzweck des Staates sey, die Menschen zu einer größern Veredlung zu bilden, nach Möglichkeit ihr gemeines Beßte zu befördern, und sie allmählig zu einer solchen Vollkommenheit zu führen, daß Jedermann sein Privatinteresse auf die Seite setze, um nur nach Gemeinnützigkeit zu streben. — Groß sind die Reizen eines Staates, welcher nach diesem Plane eingerichtet, und schon auf die höchste Stufe seiner Vollkommenheit gebracht wäre! Welch ein wonnevolles Gefühl für den Menschen, der eine nicht blos scheinbare Hoffnung in seinem Herzen ernähren dürfte, dereinst ein Mitglied eines solchen Staates zu werden, wo die Gesetze in größter Reinheit blüheten, wo alle Beeinträchtigung, Schadenfreude und Ungerechtigkeit unbekannte Dinge wären, und wo jeder Staatsbürger sich durch die Wirkung einer weisen Gesetzgebung so gar in Unmöglichkeit sehen müßte,

ein Vorhaben, das mit diesem erhabenen Zwecke des Staates nicht vollkommen übereinkäme, je in Erfüllung zu bringen, sollte es auch mit aller Kunst des Betrugs, der List und Täuschung ausgedacht worden seyn.

Dieß sind ohngefähr die frohen Aussichten in die Zukunft, mit welchen sich manche Politiker brüsten; sie sind das Ziel, auf welches sie hinzuarbeiten glauben, wenn sie die Rechte der Menschheit festsetzen, und dieselben erklären; wenn sie die Pflichten der Vorgesetzten und der Untergebenen bestimmen, und sich bemühen, aus der Sammlung der gemeinen Rechte und der gegenseitigen Pflichten ein Ganzes zu bilden, welches der Inhalt jener Verfassung wäre, die nothwendiger Weise nach ihrem beabsichteten Ziele führen müßte.

Dieß waren auch die schmeichelnden Gedanken und frohe Aussichten, die unsere Nachbaren kitzelten, als sie den Sturz der alten Staatsverfassung ausdachten, um aus ihrem Schutte eine neue zu erheben, welche ihre gemeinnützigen und unübersehbaren Plane in Erfüllung bringen sollte. Sie haben in der Erfahrung sehen wollen, welches das Resultat so reizender, und mehrere Jahre zuvor ausgedachter Entwürfe seyn möchte. Schon lange hatten sie

den Wunsch in ihrem Busen genähret, daß ihre Plane aus dem Gebiete der Luftschlösser und Hirngespinnste bald in die wirkliche Welt überbracht werden möchten; schon lange hatten sie sich mit dem Gedankenbilde eines wiedergebohrnen und umgeschaffenen Staates gebrüstet, als sie endlich durch die vielfältigen Wirkungen, theils der Umstände, theils ihrer Bemühungen den Augenblick herangerückt sahen, der ihrem Wunsche gänzliche Befriedigung verschaffen sollte.

Allein, wenn man die Werke jener politischen Schriftsteller liest, und mit ihnen die ganze Reihe der Rechte und Pflichten durchwandert, deren Resultat den allgemeinen Wunsch befriedigen sollte, so fühlt man dabey eine Art von Lücke, welche die Verbindung des Ganzen hindert, und über die Hoffnungen, die beym Durchlesen unwillkührlich entstanden seyn möchten, einen düstern Nebel zieht.

Wenn ich über die Mittel nachdenke, wodurch die meisten politisch = moralischen Projekte und Lehrsysteme in Erfüllung gebracht werden sollen, und wenn ich sie dann mit der Beschaffenheit des Menschen, mit seinen Trieben, Neigungen und Leidenschaften vergleiche, so entdecke ich eine gewisse Unzulänglichkeit, welche sie

einigermassen lähmet, und ihnen alle Kraft benimmt. — Ich entdecke in jedem Menschen einen Hang, kraft dessen er auf eine sinnlich angenehme Weise zum Bösen gereizt wird, da hingegen seinen Sinnen widerstehende Gründe ihn zum Guten bewegen. Also zum Bösen leitet den Menschen ein starker, mit seiner Natur unzertrennlich verwebter Reiz, und zum Guten erkennt er blos einen Beweggrund, der aber an sich nicht sehr wirksam ist, weil er außer ihm sich befindet. Er hat in seinen Augen nur in so weit Kraft und Wirksamkeit, als er die Macht anerkennt, die sie ihm beybringt.

Betrachten wir den Menschen, wie die Politiker ihn betrachten, blos als ein Mitglied der Gesellschaft, das zur Beförderung und Erreichung der schönen Aussichten, wovon wir oben redeten, nach Kräften das Seinige beytragen soll: was dürfen wir mit gegründeter Hoffnung von ihm erwarten? — Ist die Gesellschaft, der Staat, schon organisirt, so macht er blos, was er muß; er erfüllet die Pflichten, denen er nicht ausweichen kann, und jene, denen er hofft ungeahndet entgegenhandeln zu können, läßt er für andere, weniger Kluge als er ist, als Pflichten gelten. — Lebt er in einem nicht organisirten Staate, so macht er was er will und

kann. Sein Wille ist sein einziges Gesetz in so weit er nicht Ursache zu fürchten hat, daß, wenn er ihn nach allen seinen Forderungen erfüllet, er von Stärkern, als er ist, sich Uebel zuziehen würde, die dasjenige, was er durch die Erfüllung seines Willens erhalten hat, nicht vergelten.

Daß der Mensch im Zustande, in welchem wir ihn so eben betrachtet haben, das heißt, ohne Hinsicht auf seine Bestimmung in die Zukunft, so handeln würde und so handeln müßte, können die Politiker nicht läugnen. Der Trieb zum eigenen Interesse ist weit mächtiger als das blos anschauliche Vergnügen, das Gute blos um seiner Reize willen zu thun. Jener ist mit den Begierden des Menschen verbunden, da dieses mit ihnen meistentheils streitet. Dieser Umstand wird aber überhaupt nnr als ein Hinderniß angesehen, welches nicht in der Natur des Menschen selbst, sondern blos in einem Zufalle liegt.

Die Einen finden, daß der große Haufen des Volkes, besonders die niedere Klasse, noch zu roh und zu wenig gebildet ist, und daß, je nachdem seine Begriffe über den allgemeinen Endzweck der Staaten, über die Nothwendigkeit der Gesetze, aus welchen die Pflichten

fließen, durch die Wirkung der immer mehr zunehmenden und sich ausbreitenden Aufklärung sich allmählig aufheitern werden, auch alsdann Gemeinnützigkeit, statt des Eigennutzes und der Eigenliebe das einzige Ziel aller seiner Handlungen seyn wird.

Andere hingegen, welche von der Aufklärung diese wohlthätigen Wirkungen nicht erwarten, und sie blos als ein spekulatives Ding bewundern, leiten die Verbindlichkeit, den Gesetzen Genüge zu leisten, aus einer Wissenschaft her, die sie Moral nennen, und behaupten: „Staatsverfassung hat es mehr mit dem äußern Glück der Gesellschaft zu thun, und „hält auch die Undenkenden und Schlechtgesinnten ab, schädlich zu seyn.

„Moral aber reicht dorthin, wo uns die „Staatsverfassung verläßt; sie bildet den Menschen zu einem wohlgesinnten und guthandelnden Wesen, und legt dadurch den Grund zu „seinem höchst möglichen Erdenglück.

„Beyde, Staatsverfassung und Moral, „sind der Menschengesellschaft unentbehrlich nothwendig, und müssen sich gegenseitig unterstützen; denn jene bleibt ohne „diese für das Glück der Menschen zu mangelhaft, und die Moral bleibt ohne den

„Nachdruck der Staatsverfassung, wegen der „menschlichen Schwachheit, zu kraftlos und „unwirksam." *)

Aus der Meynung der Erstern folgt also, daß überhaupt nur aus Unwissenheit gefehlt werde, und daß man es lediglich dem Mangel an Kenntniß der Pflichten, an Aufklärung, zuschreiben müsse, wenn unter den Gliedern der Gesellschaft jene Harmonie noch nicht herrschet, welche zu ihrer vollkommenen Begründung und Beglückung unentbehrlich ist. Aber es folgt auch, daß die Verrichtung der Pflichten mit der etwaigen Kenntniß derselben im Verhältnisse stehen müsse, und daß Jedermann sich selbst immer mehr bestrebe, sie zu erfüllen, je genauer er sie kennen lernt. In diesem Systeme müßten also die gelehrtesten, die aufgeklärtesten auch die tugendhaftesten Bürger seyn. Wie wenig aber dieß der Fall ist, darf wohl nicht bewiesen werden.

Die Andern haben zwar die Lücke, welche die Staatsverfassung nach sich läßt, mit der Moral auszufüllen sich bemüht; die Unzulänglichkeit jener konnten sie nicht verkennen,

*) Lage des Menschen. Aus einer deutschen Monatschrift.

und so verfielen sie auf die Nothwendigkeit der Moral, welche, was der Staatsverfassung an Wirksamkeit abgeht, ersetzen, und mit ihr gemeinschaftlich zu der Beförderung des Wohlseyns beytragen soll.

Allein, bevor man den Inhalt dieses Nebenmittels zu kennen verlangt, dringt sich einem jeden die Frage auf, was dann diese Moral sey, welche das Supplement der Staatsverfassung seyn soll, und woher sie ihre Kraft habe?

Die Staatsverfassung, wie Jedermann weiß, zieht ihre Kraft ursprünglich, und blos unter politischer Rücksicht, aus den Verträgen, welche die Menschen miteinander gemacht haben sollen, als sie in Gesellschaften getreten sind, um verschiedene Staaten zu bilden. Dann schufen sie allgemeine Gesetze, deren Zusammenhang die Verfassung ausmachten, nach welcher sie leben wollten, und sie übertrugen die Gewalt nach Bedürfniß, wieder neue Gesetze zu machen, und die gemachten zu vollziehen, einem Monarchen, oder einer gewissen Klasse unter ihnen, die sich durch besondere Verdienste und Vorrechte von den übrigen ausgezeichnet hatte, oder sie behielten selbst die Gewalt, neue Gesetze zu machen, je nachdem sie die Umstän-

de erheischten, und begaben sich blos der Gewalt, sie zu vollziehen, auf eigene dazu bestimmte Glieder der Gesellschaft. Unter politischer Rücksicht hat also die Staatsverfassung eine Gewalt, die Erfüllung der Staatsgesetze zu fordern, und zu diesem Ende Zwang zu gebrauchen.

Aber woher hat die Moral ihre Kraft? — Den Definitionen gemäß, welche jene Politiker davon geben, die sich zur zweyten Meynung erklären, ist sie blos eine Wissenschaft an sich, welche dem Menschen gewisse Lehren zu erkennen giebt, die man Pflichten heißt, wie z. B. die Physik die Eigenschaften der Körper, die Mathematik die Verhältnisse der Größen zu zu erkennen geben, und dadurch zu allgemeinen Wahrheiten und Sätzen leiten.

Gleichwie aber die Physik, die Mathematik so wie alle übrigen Wissenschaften auf die Handlungen des Menschen keinen Einfluß haben, und ihn niemals verpflichten können, nach ihren Lehren zu handeln, weil er immer frey ist, z. B. von einem Vortheile für eine Kunst oder ein Handwerk, den die Physik oder Mathematik lehrt, einen Gebrauch zu machen, oder bey seiner üblichen Verfahrungsart zu bleiben, so kann auch die Moral den Menschen zur Annah-

me und zur Erfüllung ihrer Lehren nicht verpflichten, wenn sie dazu nicht eine eigene Gewalt hat, welche die übrigen Wissenschaften nicht haben.

So bald man den Nutzen erkennt, der durch eine Wissenschaft dargestellt wird, so fühlt man sich überhaupt nicht ungeneigt, einen Gebrauch davon zu machen. Denn jedem Künstler und Handwerker ist daran gelegen, seine Handgriffe zu vereinfachen, und mit weniger Mühe seine Arbeiten verrichten zu können. Neugemachte Entdeckungen werden sogar in Erfüllung gebracht, bevor ihr Nutzen wohl bekannt ist; die bloße Hoffnung des Nutzens ist für viele ein hinlänglicher Beweggrund, große Aufopferungen und Unkosten hinzuwagen, um sich selbst zu überzeugen, ob die vorgeschlagene Erfindung der Ausübung fähig sey oder nicht.

Mit den Morallehren verhält es sich aber ganz anders. Weder Wißgierde noch zeitlicher Nutzen reizen zu ihrer Ausübung. Man erkennt ihre Wahrheit; man sieht ein, daß es sehr gut sey, ihnen gemäß zu handeln, und dennoch folgt man einem Hange, den sie misbilligen, und der ihnen entgegen gesetzt ist. Daher das Sprüchwort: Video meliora proboque, de-

teriora sequor. (Ich sehe das Bessere und billige es, folge aber dem Schlimmern.)

Indeß sollen die Lehren der Moral in Erfüllung gebracht werden. — Welcher ist also der Beweggrund, der den Menschen dazu antreibt, der ihn bewegt, seinen Einsichten gemäß zu handeln, und das Bessere dem Schlimmern, ohngeachtet des Hanges, den er dazu fühlet, vorzuziehen?

Vergebens bemühen sich manche Schriftsteller, welche die ganze Kraft dieser Frage fühlen, aus den Lehren der Moral selbst auch die Pflicht, sie zu erfüllen, herzuleiten; vergebens beweisen sie uns, daß sogar die Handlungen, welche pflichtmäßig sind, keiner Hochschätzung werth sind, wenn sie nicht einen guten Willen zum Ursprunge haben; so lange sie uns aber keine Quelle anzeigen, woraus für den Menschen Pflicht entsteht, warum z. B. er seinem Mitmenschen nicht thun solle, was er nicht will, das man ihm thue, und warum, wenn er diesen Lehrsätzen entgegen handelt, er gegen seine Pflicht gehandelt hat, so lange bleibt die an sie gestellte Frage unbeantwortet, und die Schwierigkeit unaufgelöst.

Um also die Lücke auf eine befriedigende Weise auszufüllen, welche eine blos nach Ver-

nunftgesetzen organisirte Moral in der Staatsverfassung zurück läßt, müssen wir nothwendiger Weise die Quelle aller Pflichtmäßigkeit, sowohl politischer als moralischer, Handlungen in dem Urheber selbst der Natur, der Staatsverfassung, der Moral u. s. f. aufsuchen. Alle an sich unwirksame Glückseligkeitsmittel erhalten durch ihn jene Kraft, ohne welche, ohngeachtet der Schönheit der Plane, weder Staatsverfassung noch Sittlichkeit bestehen könnten.

Durch ihn wird den Handlungen das Gepräge jenes guten Willens aufgedrückt, der sie schätzenswerth machet, und der Mensch entschließt sich, Handlungen, die ihm die Pflicht gebiethet, mit jenen reinen, uneigennützigen und mit seinen Neigungen streitenden Absichten zu verrichten, die ihnen einen wahren moralischen Werth beylegen, die sie in den Augen der Menschen schätzbar, für den Staat beförderlich, für denjenigen, der sie ausübt, verdienstvoll und in den Augen des höchsten Gesetzgebers angenehm machen.

Hieraus erhellet also, daß der Glaube an einen Gott, an die Unsterblichkeit der Seele, an eine natürliche und geoffenbarte Religion, das heißt, das Christenthum, die wahre und einzige Quelle ist, woraus für die Lehren und

Vorschriften der Moral die Pflicht fließt. Was aus der Vernunft hergeleitet wird, hat nur vollkommne Giltigkeit, wenn ihm von dem Christenthume, von den Lehren, welche im Evangelium enthalten sind, die Sanktion aufgedrückt wird. Die christliche Moral ist also die Quelle der philosophischen und politischen Moral; oder vielmehr diese sind von ihr im Grunde nicht unterschieden, sondern es ist immer die christliche Moral, welche den aus der Vernunft hergeleiteten Lehren die Pflichtmäßigkeit beylegt, kraft deren der Mensch dazu verbunden wird, und die den Gesetzen der Staatsverfassungen jene zureichende Kraft beybringt, ohne welche sie unwirksam blieben.

Hierin liegt auch der Grund, warum wir mit den Politikern über den Ursprung der Macht der Regenten und Vorgesetzten im Staate nicht vollkommen übereinstimmen, und behaupten, wie wir oben gesagt haben, daß ihre Gewalt nur *unter politischer Rücksicht* aus den Verträgen der ersten Gesellschaften entstehe, *eigentlich* aber von Gott herrühre, wie der Apostel Paulus schreibt; weswegen die Unterthanen nicht blos aus Furcht vor der Strafe, sondern nach ihrem Gewissen unterworfen seyn sollen. — Da über diesen Punkt, besonders in

unsern Zeiten sehr Vieles gestritten worden ist, und er ohnehin zu dieser Materie gehört, so wollen wir ihn, doch in gedrängter Kürze, noch etwas mehr entwickeln.

Wenn die Pflichtmäßigkeit der moralischen Handlungen aus der Vernunft oder irgend einem andern natürlichen Grunde hergeleitet werden könnte, so hätten auch alle Lehren der Moral und Gesetze des Staates keine andere als eine natürliche, das heißt, menschliche Kraft. Die Personen, denen die Gewalt, nach Bedürfniß neue Gesetze für den Staat zu machen, und dieselben in Erfüllung zu bringen, anvertraut würde, hätten also auch keine andere als eine menschliche Gewalt; jene, die man ihnen bey Bildung der Staate gegeben hat.

Allein die Gewalt, wie wir gesehen haben, welche die Regenten und Vorgesetzten der Staaten haben, ist an sich nicht hinreichend, den Zweck der Staaten zu erfüllen. Gott, der Urheber aller Staaten ist ihnen also hierin zu Hilfe gekommen, und hat durch einen Ausschuß seiner eigenen Macht die ihrige begründet und wirksamer gemacht. Die Religion treibt durch innere und auf das zukünftige Leben sich beziehende Beweggründe die Menschen zu Handlun-

gen an, wozu der Staat nur äußern Zwang gebrauchen kann; die Religion biethet diesen also die Hand, und bewegt die Menschen, ihren Handlungen jenen innern Charakter zu geben, der sie zugleich zu moralisch= und politisch guten Handlungen bestimmt. Die Gewalt der Regenten und Vorgesetzten der Staaten steht also mit der Religion in Verbindung, und unter dieser Rücksicht ist sie von Gott.

Die alten Philosophen hatten auch schon eingesehen, daß eine Moral, welche nicht auf das Daseyn der Götter, auf die Unsterblichkeit der Seele und auf eine vergeltende Zukunft gegründet wäre, das heißt, daß eine blos politische Moral zur Festhaltung der Staaten, und zur Beförderung ihres Ziels nicht hinreichend sey. Zwischen ihren abergläubischen Gebräuchen und ungereimten Religionsverfassungen blickte doch immer eine gewisse Verehrung der Gottheit hervor, welche die verborgensten Beweggründe der Handlungen durchsah, und sie nicht nach ihren äußern Gestalten, sondern nach ihrem innern Gehalte, nach den Absichten urtheilte, die man dabey hatte. Wenn bey ihnen auch manche Laster ihre Götter hatten, so hielten sie sich deßwegen nicht für überzeugt, daß sie dieselben ungestört und mit Recht aus=

üben konnten. Denn für eben die Laster, durch welche sie einige ihrer Götter ehrten, hatten ihre Dichter Strafen in ihrem Tartarus ersonnen. In politischen Angelegenheiten, in allgemeinen Unglücksfällen nahmen sie die Zuflucht zu ihren Göttern, damit diese ihren Bitten und Verlangen Genüge leisten möchten.

Die rohesten Völker des Alterthums, welche durch ihren Aberglauben und ihre sinnlose religiöse Gebräuche zeigten, daß ihre Begriffe über Moral sehr verworren waren, glaubten dennoch immer, daß sie in allem, was auf Sittlichkeit den entferntesten Bezug hatte, von ihren Göttern abhiengen. Dieß ist ein nicht unbedeutender Beweis, daß aller Grund, sowohl der Pflicht als des Verboths, weder in der Staatsverfassung noch in der Kenntniß der Morallehren, sondern in dem Daseyn Gottes, in der Unsterblichkeit der Seele, und für uns Christen in der geoffenbarten Religion zu suchen sey.

XII.

Ueber Verleumdung.

Es ist dem Menschen ein gewisser Trieb angebohren, kraft dessen er alles auf sich selbst zu bringen sucht, was ihn über seine Mitmenschen zu erheben vermag; hingegen aber bemühet er sich stets auch Allem den Werth und das Verdienst zu benehmen, was zur Erhebung seines Mitmenschen etwas beytragen könnte. Wer einen unparteyischen Blick auf seine Gedanken, Worte und Handlungen wirft, wird diesen Trieb an sich nicht verkennen; seine Wirkungen sind so ausgebreitet, daß Jedermann ununterbrochene Gelegenheiten hat, sie an Andern wahrzunehmen, und durch Anwendung dieser Beobachtungen auf sich selbst, dieselben an sich zu entdecken.

Der Grund des erwähnten Triebes liegt in einer unordentlichen Selbstliebe, in einer Art

von Stolz, der den Menschen reizt, alle Mittel zu ergreifen, um sich auf einen Standpunkt zu erschwingen, wovon er seine Mitmenschen, oder wenigstens den größten Theil davon, übersehen kann. — Die Verleumdung ist das Hauptmittel, das er zu diesem Ende gebrauchet.

Die Arten der Verleumdungen sind eben so verschieden als die Lagen der Menschen, ihre Denkungsarten und die Absichten, nach welchen sie zwecken, verschieden sind. Nichtsdestoweniger lassen sie sich unter zwey Hauptarten bringen, welche alle übrigen in sich begreifen.

Jedermann bildet sich in der Gesellschaft einen gewissen Zirkel, der aus Leuten besteht, die ohngefähr von der Klasse sind, zu welcher er sich rechnet. Mit diesen hat er am meisten Umgang, und steht auch am öftesten mit ihnen in Geschäft. Seine Eigenliebe reizt ihn am meisten, sich bey dieser Klasse ein gewisses Ansehen zu verschaffen; er arbeitet also mit der größten Thätigkeit, bey diesen, mittels der Verleumdung, sein Ziel zu erreichen.

Auf eine andere Art und mit andern Absichten verleumdet er die Personen, die zu einer andern Klasse gehören, als jene ist, zu welcher

er sich bekennt. Eben so ist seine Absicht verschieden, wenn er von Großen übel spricht. Ueber diese sich empor schwingen zu wollen, wäre Thorheit. Daher sehen wir, daß Leute von geringern Klassen von Großen nur dann Böses reden, wann sie glauben, Ursache zu haben, sich wegen Ungerechtigkeit, Verfolgung oder Mishandlungen zu beklagen. Dann ist es eigentlich mehr Rache als Verleumdung. Eben also spricht der Große von dem gemeinen Manne nichts Böses, um sich über ihn zu erheben, weil er dieß für überflüßig hält; sondern um sich wegen wahrer oder eingebildeter Unbilden und der Beleidigungen, die er empfangen zu haben glaubt, einigermaßen zu rächen.

Die Verleumdung der letztern Art ist weniger allgemein als die andere; sie macht auf den Zuhörer überhaupt auch weniger Eindruck, weil der Verleumder den Beweggrund nicht verbergen kann, der ihn zum Reden reizt; und Jedermann hat schon so viele Menschenkenntniß, um zu wissen, daß Leidenschaft den Menschen zu manchen Reden verleitet, die er bey kaltem Blute nicht ausgestoßen hätte. Daher ist es auch nicht selten, daß solche Verleumder ihre Gesinnungen leichter ändern, und ihren Fehler durch entgegengesetzte Reden wieder gut ma-

chen, ohne zwar es zur Absicht zu haben, oder eine Art von Reue dabey zu äußern.

Die Verleumdung von der andern Art ist allgemeiner, theils weil sie den Lieblingsleidenschaften der Menschen mehr schmeichelt, theils weil sich öftere Gelegenheit darbiethet, sich auf Unkosten eines andern zu erheben.

Da in dem gesellschaftlichen Umgange es zu einem Gesetze der Anständigkeit geworden ist, sich niemals selbst seiner vermeynten guten Eigenschaften und Talente zu rühmen, so ist für den Ehrsüchtigen die Verleumdung einigermaßen Bedürfniß geworden. Um also sein Ziel zu erreichen, ohne seine Absichten zn verrathen, mußte er verschiedene Kunstgriffe ersinnen, um die Ehre, die er seinem Nebenmenschen nimmt, auf sich zu wälzen. Daher sind die verschiedenen Arten zu verleumden entstanden.

Jedermann wählet sich überhaupt nur ein gewisses Fach, in welches er seine Ehre setzet, und wodnrch er sich Ansehen und Hochachtung erwerben will. Wer also im nämlichen Fache eines Verdienstes fähig ist, den sieht er als einen Nebenbuhler, als einen Feind an, dessen Ehre, um die seinige zu retten, und nach sei-

nen Absichten zu erheben, er angreifen und herabsetzen muß.

Wer sich aus seiner Geburt und hohen Verwandtchaft ein Verdienst macht, weiß in jener seines Mitmenschen, der ihm zur Seite stehen könnte, manche Flecken und Mackel zu entdecken, die ihr den besten Theil ihres eingebildeten Werthes benehmen. Er entdecket den Grund, wovon sie herstammet, und stellt ihn in einem ungünstigen Lichte auf; er macht Allianzen ausfindig, die, weil sie von geringerer Herkunft sind, um sich zu dieser zu nähern, von einer Stufe haben herunter steigen müssen; oder er weiset Verwandte auf, deren Amtsstellen und Vermögensumstände nicht dem Range angemessen sind, auf welchen sie Geburts halber Ansprüche machen dürften. Der Verleumder hingegen ist äußerst bemüht, über ähnliche Mackel, wenn dergleichen bey ihm seine Herkunft beflecken, den Vorhang zu ziehen; und für den Fall, wo sie ans Licht gestellt werden sollten, hält er stets seine Ausflüchten bereit, um jene Angriffe und Vorwürfe von sich abzuwälzen, die er doch gegen Andere gebrauchet.

Wer seine Ehre in Reichthümern und ausgebreiteten Besitzungen suchet, der wird an den

seinigen immer ein Uebergewicht finden, wenn er sie mit jenen andern abwiegt, die, wie er, für reich gehalten werden, und ihm in diesem Punkte die Konkurrenz streitig machen könnten. Bald wird er ein Misverhältniß zwischen dem Aufwande und dem Vermögen finden, und jenen für leere Windbeuteley erklären; bald wird er große Schulden wissen, die den Reichthum, der mit dem seinigen verglichen wird, um ein beträchtliches verringern, und ihm alle Ansprüche zur Konkurrenz benehmen. Oder wo er zu diesen Verringerungen keinen Stoff findet, wird er unreine Quellen entdecken, woraus dieser Reichthum geflossen ist; oder er wird auf einen Umstand deuten, der einen nahen Fall drohet.

Wer nach dem Rufe strebt, durch weise Verwaltung seines Hauswesens, durch geschickte Verrichtung seiner Geschäfte, oder durch sorgfältige Erziehung seiner Kinder, sich vor andern auszuzeichnen, wird mit vorwitzigen Blicken die innere Wirthschaft aller Familien stets durchlauern; bey Jedermann die geringsten Umstände ausforschen, um Stoff zu finden, alles zu rügen, was mit seiner Verfahrungsart nicht übereinstimmt. In der Verrichtung seiner Geschäfte sieht er viele Mängel, die entweder schnel-

len Fortgang hemmen, oder gar den Sturz drohen. Oder wo dieser nicht zu befürchten ist, werden in dem Gebrauche der Mittel entehrende Wege, niederträchtige Kunstgriffe entdeckt werden, die das Fortkommen zwar befördern, aber es auch alles Verdienstes berauben. — In der Art, die Kinder zu erziehen, wird er bey andern immer Vieles auszusetzen wissen. Wie genau sieht er die Schwachheiten der Aeltern gegen ihre Kinder! wie richtig weiß er die Mängel ihrer Verfahrungsart zu rügen, und wie schrecklich sind die Aussichten, die er für beyde in die Zukunft sieht!

Es ist aber kein Fall, wo der Mensch, seine Ehre auf Unkosten jener seiner Mitmenschen zu behaupten, sich mehr beeifert, als wenn von Eigenschaften des Verstandes und des Herzens oder von Talenten des Geistes die Rede ist. Einem andern gesteht man, ohne große Mühe, große Kenntnisse in den Wissenschaften zu; man macht ihm durch Herabwürdigung, Verachtung, und Verleumdung den Rang nicht oft streitig, den er unter den Gelehrten hat, weil man überhaupt die wissenschaftlichen Kenntnisse nicht als Wirkungen des Talents, sondern als Früchte der Arbeit und der Erlernung zu betrachten pflegt. Jedermann denkt also bey sich selbst,

und es ist unter den Menschen zu einem verschweigenden Lehrsatze geworden: wenn ich zur Erlernung dieser oder jener Wissenschaft eben die Zeit und Arbeit hätte verwenden wollen, so würde ich mir auch eben dieselbe Kenntnisse erworben haben. Da man also seine Eigenliebe dadurch nicht beeinträchtigt findet, daß ein anderer Kenntnisse hat, die man selbst nicht besitzt, so sind sie gemeiniglich kein Stoff zur Verläumdung. Ein anders ist, wenn unter Gelehrten selbst davon die Rede wäre, weil dann die Art von Entschuldigung, die den Unstudirten zum Stillschweigen bewegt, bey diesen nicht statt haben kann.

Ist aber blos von Geistesanlagen, von Talenten die Rede, dann stellt sich Jedermann zur ersten Reihe; Jedermann will von der Natur begünstiget, mit Verstand und Urtheilskraft ausgestattet worden seyn. Von dem Gelehrtesten bis zum letzten Manne aus der niedersten und ungebildetsten Volksklasse, alle wollen Verstand und Einsichten haben. — Es ist zu verwundern, wie der dummste Mann oft geschickt ist, sich der Verleumdung zu bedienen, um seine vermeinten Geistesgaben, durch wegwischung jener eines andern, so hervor zurücken, daß sie nicht unbemerkt bleiben. Ob

man aber durch dergleichen unbrüderliche Bemühungen etwas gewinne, kann Jedermann an sich selbst vernehmen, wenn er einen Blick auf die Gedanken wirft, die in ihm entstehen, wenn er andere sich dieses Kunstgriffes bedienen sieht.

Warum setzen aber die Menschen überhaupt mehr Ehre und Verdienst auf Geistesanlage, Fähigkeiten und Talente, die bloße Gaben der Natur sind, als auf Kenntnisse, die man sich durch eigene Mühe und Arbeit erworben hat? Die erstern sind doch eigentlich nur als bloßer Zufall anzusehen, da die andern eine Art von Verdienst in sich verwickeln.

Die Ursache dieses seltsamen Betragens scheint darin zu liegen, weil der Mensch dasjenige, was er von der Natur ererbt, vielmehr als Eigenthum, als sein Ich betrachtet, als was er es erst mit der Zeit sich erworben und seinem Ich als Nebeneigenthum beygesetzt hat; wenn schon dieses sowohl durch seinen innern Werth als durch die Beweggründe und die Bemühungen, die es hervorgebracht haben, weit mehr geschätzt zu werden verdient. Aus eben derselben Ursache wird ein alter geerbter Adel weit mehr geschätzt und verehrt, ob er gleich

auf einem Subjekte ruhet, woran man ihn nur an beleidigenden Unarten erkennt, als ein jüngerer Adel, der, seiner wahren Natur und Entstehung gemäß, nur einem ausgezeichneten Verdienste zugeeignet worden ist.

So allgemein auch die Verleumdung ist, so nehmen sie doch diejenigen am wenigsten an sich selbst wahr, die am meisten Gebrauch davon machen; sie übergeht bey ihnen dergestalt in Gewohnheit, daß sie ohne absichtlichen Willen und meistentheils, ohne es zu wissen, die Ehre ihrer Nebenmenschen angreifen.

Die Eigenliebe, welche unter allen Leidenschaften die blindeste ist, verursacht bey dem Menschen diese auffallende Blindheit. Sie treibt ihn unaufhörlich an, ihr durch alle Mittel Befriedigung zu verschaffen; die Verleumdung ist unter allen diesen Mitteln das leichteste, und zudem jenes, welches den Leidenschaften der Zuhörer am meisten angemessen ist. Das Ziel, nach welchem jeder Verleumder strebt, erreichet auch jeder Zuhörer: denn es ist diesem so viel als jenem daran gelegen, daß der Angegriffene herabgewürdiget, und daß ihm Verdienst und Ehre benommen werde, weil beyde dadurch über ihn erhoben zu werden glauben.

Dieß ist die Ursache, warum man überhaupt den Verleumdungen ein gefälliges Ohr leistet. Daß aber in solchem Falle zwischen dem Verleumder und dem Zuhörer nothwendiger Weise eine Konkurrenz entstehen muß, weil doch nur einer der erste und verdienstvolleste seyn kann, daran wird in demselben Augenblicke nicht gedacht. — Sie gleichen zwey Straßenräubern, die einen Reisenden angreifen, und nachdem sie diesen niedergemacht haben, entsteht erst der Krieg zwischen ihnen. — So bald einer von beyden wegweichet, so wird der Zurückgebliebene seine Zunge an ihm schärfen.

Durch die Verleumdung wird dem Menschen, dem man dadurch seine Ehre benimmt, eine große Ungerechtigkeit zugefügt. Der gute Name, der Ruf, in welchem man unter seinen Mitmenschen steht, ist das erste und schätzbarste aller Eigenthümer, dessen Verlust am meisten kränket, und am schwersten wieder ersetzet werden kann. Zeitliche Güter können durch Fleiß, Arbeitsamkeit und kluge Wirthschaft wieder erworben werden; wer aber um seinen guten Namen gekommen ist, kann seinen Verlust erst nach Verlauf einer sehr geraumen Zeit wieder einbringen. Und wenn auch das Uebel, welches Jemanden nachgeredet worden ist, als

falsch und erdichtet erkannt wird, so wird dennoch in dem Geiste der Zuhörer, denen die Falschheit der Rede bewiesen wird, oder die sie sonst schon erkannt haben, immer noch etwas ungünstiges und nachtheiliges zurückbleiben. Man sieht einen Mann, der verleumdet worden ist, wenn auch die Nachrede gar keinen Grund hat, unter einem ganz andern Gesichtspunkte an. Alle seine guten Eigenschaften verschwinden entweder, oder sie erscheinen in einem so dunkeln Lichte, als wenn sie mit einem dichten Nebel überzogen wären. Diese Eindrücke löschen sich nicht bald aus, und an diesem Maaßstabe muß man die Ungerechtigkeit berechnen, die der Verleumder dem Manne zufügt, von dem er übel spricht.

Die Verleumdung, ihrer Beschaffenheit nach, ist wieder zweyerley Art, die erste erstrecket sich blos über Fehler und Gebrechen, welche wahr sind, und ohne Lüge dem Nebenmenschen zur Last gelegt werden können: sie ist eigentlich Tadelsucht. Die andere aber begreift jedes Uebel in sich, das einem Menschen unverdient auf Rechnung geschrieben werden kann. Diese verwickelt einen weit höhern Grad von Bosheit in sich, weil sie außer dem Raube des guten Namens, den der Verleumder zur

Absicht hat, den Mann, wovon übel gesprochen wird, einer bösen Absicht, oder einer Handlung als schuldig erkläret, die er zu begehen, oft nicht im Stande ist.

Um von der Ungerechtigkeit richtig zu urtheilen, welche dem Menschen durch falsche oder wahre Verleumdung zugefügt wird, betrachte man ihn, wie er überhaupt sich betrübet, wenn ihm zu Ohren gebracht wird, was tadelsüchtige Mäuler über ihn ausgestoßen haben. Auch derjenige, dem seine Vernunft sagt, daß er die Schimpfreden verachten solle, wird es zwar thun, so lange er seiner Vernunft Gehör giebt; so bald aber seine Empfindlichkeit sich wieder aufreget, so werden die Gefühle, die sie veranlaßt, ob sie gleich den vernünftigen Mann nicht niederschlagen können, ihm deßwegen nicht weniger schwer fallen, als dem nichtdenkenden Manne, der dem Drucke seiner Empfindlichkeit unterliegt.

Es giebt vielleicht unter allen Lastern und Leidenschaften kein so leichtes Mittel, woran man erkennen kann, ob man sich des Lasters schuldig mache oder nicht, als für die Verleumdung. Dieses Mittel besteht darin, daß man sich bey allen seinen Reden, wo vom

Nebenmenschen gesprochen wird, bey sich sage: würdest du dieses sagen, wenn er gegenwärtig wäre? Würdest du nicht schweigen, wenn du wüßtest, daß er auflauert?

Diese Frage ist eine Art von Prüfstein, woran man sich nicht nur überzeugen kann, ob man verleumde oder nicht, sondern auch noch den Grad der Verleumdung zu berechnen im Stande ist. Je größer die Verlegenheit wäre, in welche man durch eine unbemerkte oder unverhoffte Gegenwart des Verleumdeten versetzt würde, desto größer ist auch die Verleumdung.

Diese Regel, so allgemein sie ist, leidet doch einige Ausnahmen, welche von einer besondern Denkungsart, von Vorurtheilen oder Temperament der Person herrühren, der man übel nachspricht, In solchem Falle könnte die Verleumdung auch nicht gar groß seyn, wenn sie schon einen andern in große Betrübniß versetzte. Wer zum Beyspiel auf ein eingebildetes Verdienst verpicht ist, wird sich im höchsten Grade beleidiget finden, wenn man ihm dasselbe streitig macht, ob er gleich im Grunde keine Ursache dazu habe. Dieses rechtfertigt aber den Verleumder nicht, besonders

wenn ihm die Schwachheit desjenigen bekannt ist, den er angreift. Denn in keinem Falle ist man berechtigt, seinem Mitmenschen, auch mit Wahrheit, übel nachzureden, wenn man nicht von einer rechtmäßigen Obrigkeit dazu aufgefordert wird.

Ein Richter, der den Umständen nachspürt, mit welchen die Handlungen und Thatsachen sich zugetragen haben, worüber Streite entstanden sind, ist berechtigt, auf den guten Namen der Angeklagten in seinen Forschungen keine Rücksicht zu nehmen; sein Recht gründet sich auf das Beste des Staats, auf die allgemeine Ruhe und die Sicherheit des Eigenthums. Jedes Privateigenthum, worunter der gute Namen eines einzelnen Bürgers gehört, muß also, so oft es die Umstände erheischen, dem gemeinen Besten aufgeopfert werden. Ist der Angeklagte schuldig: so ist der Verlust seiner Ehre eine verdiente Strafe; ist er unschuldig: so wird sie durch die öffentliche Rechtfertigung wieder hergestellt. Bey Menschen unter einander kann dieß nicht statt haben. Ein Mensch für sich kann kein Recht haben, einen andern, wenn er auch schuldig ist, mit dem Verlust seines guten Namens zu strafen, weil er dazu von Niemanden aufgestellt worden ist, und

dann, wie schwer ist es einem einzelnen Menschen seinen unbillig verleumdeten Mitmenschen in seinen guten Ruf wieder herzustellen?

Leute, welche in einem gewissen Rufe von Frömmigkeit stehen, gehören nicht immer zu denjenigen, welche anderer Rufe am meisten schonen. Da manche unter ihnen sich um das Gute äußerst bestreben, so setzen sie ihrem Eifer nicht allemal Schranken, so oft er den guten Namen anderer angreifen will. Ein Gemengsel von Eigenliebe und einem heftigen Triebe nach allgemeiner Rechtschaffenheit macht sie auf alle Fehler und Gebrechen äußerst aufmerksam, und sie glauben vielleicht ihnen abzuhelfen, wenn sie dieselben bey allen ihren Vertrauten rügen.

XIII.

Ueber die Verbindung der Moral mit der Religion.

Wenn man von den Zeiten, in welchen wir leben, ausgeht, und bis in das graue Alterthum hinaufsteigt; wenn man die verschiedenen Epochen durchwandert, welche sich seit dem Augenblicke der Schöpfung nach einander gefolget sind, und den Menschen wechselweise in entferntern und nähern Zeiten, in mehr oder weniger kultivirten Erdstrichen, und in von dem Lichte des Christenthums beleuchteten Ländern betrachtet, so wird man in keinem Punkte, in keinem Gebrauche oder Vorurtheile, in keiner Lebensart oder Meynung eine so allgemeine Uebereinstimmung und Einförmigkeit als in den Grundbegriffen antreffen, nach welchen die verschiedenen Völker glauben, ihre Sittlichkeit einrichten zn müssen. Bey den rohesten unter ihnen findet man unverkennliche Spuren von

einem allgemeinen Prinzip, das sich nicht nur auf äußeres Betragen, auf gesellschaftlichen Verkehr und auf Verträge, sondern auch auf verborgene Handlungen erstreckt, und sogar die geheimsten Gedanken durchdringt. Es ist ein innerliches Gefühl, welches den Menschen lehrt, was er thun, und was er unterlassen soll. Handelt er diesem Gefühle entgegen, und verrichtet er Werke, von welchen es ihn abzuwenden suchet, so findet er an demselben einen strengen Richter, dessen Aussprüche in seiner Seele einen gewissen Schrecken verursachen, und sie in eine ängstliche Lage versetzen, als wenn die verdiente Strafe ihr schon nahe bevorstünde. — Handelt er aber diesem Gefühle gemäß, so erkennt er an ihm einen zarten Freund, der ihm ein angenehmes und tröstliches Lob spricht, und seine Seele mit reiner Zufriedenheit und erquickenden Vergnügungen belohnt.

Aber eben dasselbe Gefühl, welches dem Menschen die Ausübung dessen, was wir Gut heißen, strenge befiehlt, und alles, was dem Guten entgegen gesetzt ist, und Böse genannt wird, eben so strenge verbietet, leitet ihn auch zur Verehrung eines höchsten Wesens, welches nach einer gewissen Zeit, nach dem Lebenslaufe

eines jeden Menschen insbesondere, alle Aussprüche des Gewissens wieder durchsehen, und beurtheilen wird, um entweder die Strafe zu sprechen, dessen Ahndung die Aengstlichkeit und Furcht war, die auf die Aussprüche des innern Richters erfolgt ist, oder um die Belohnung anzuweisen, deren Vorgeschmack der Guthandelnde durch die reine Zufriedenheit und das erquickende Herzensvergnügen, gleich nach seiner Handlung, schon genossen hat.

In der Art, dieses höchste Wesen, unter dessen gränzenloser Gewalt alle Menschen stehen, zu verehren und ihm eine Huldigung beyzubringen, welche sogar dem Gottlosen tausend Umstände und Vorfälle während seines Lebens unwillkührlich abzwingen, erblicken wir die auffallendste Verschiedenheit. — Hier sehen wir ein dummes und abergläubisches Volk vor Thieren und Pflanzen sich niederwerfen, und mit Inbrust um ihre Gnaden- und Gunstbezeugungen flehen. — Dort knieet ein eben so rohes und ungebildetes Volk vor die Sonne nieder, und bittet mit aufgehobenen Händen um Milde und Aussöhnung. — Die Aegyptier, deren Kenntnisse in den auf einander folgenden Abwechslungen des Jahres, und in dem Laufe

der Himmelsgestirne wir heute noch bewundern, weiheten, die Menschheitentehrende, Opfer einem Thiere, dessen ganze Gottheit seltne und abergläubische Eigenschaften bestimmen mußten. — Die Griechen und Einwohner von Athen, welche durch ihre Ausbildung und ihre ausgebreiteten Kenntnisse in den Wissenschaften und in der Kriegskunst unter allen Völkern der Erde damals auf der ersten Stufe standen, und uns heute noch durch die, bis auf unsere Zeiten aufbehaltenen Schriften ihrer Weltweisen, Hochschätzung und Bewunderung abdringen, waren äusserst abergläubisch und furchtsam vor dem Zorne ihrer Götter. Ohngeachtet der zahllosen Menge von Götzenbildern und Götzenaltären, womit ihre Tempel und die öffentlichen Plätze ihrer Stadt angefüllt waren, und der, eben auch sehr zahlreichen, religiösen Denkmäler, deren Bedeutung, wegen ihres hohen Alterthumes durch die lange Zeit verloren gegangen war, glaubten sie noch nicht hinlängliche Beweise ihrer Gottesverehrung gegeben zu haben; sie richteten noch einen neuen Altar auf, mit der Aufschrift: einem unbekannten Gott, den sie der allgemeinen Verehrung empfohlen. — Der Römer, dessen siegreiche Waffen ganz Griechenland stürzten und in eine Griechische Pro-

vinz umwandelten, hatte nicht weniger Götter an der Zahl als der Athenienser. So wie der dummste Persier, glaubte er an den Einfluß der Himmelsgestirne auf Schicksal und Menschenloos; sogar der Flug der Vögel hatte Bedeutungen in seinen Augen, die den Ausfall der wichtigsten Angelegenheiten des Staates entscheiden sollten. Ihre Götterverehrung machte mit ihrer Geisteskultur den auffallendsten Abstand und gab der Nachwelt ein wunderbares Beyspiel der schärfesten Einsichten mit der größten Dummheit vereinigt. — Der durch die göttliche Offenbarung beleuchtete Christ erkennt die Ungereimtheit der Vielgötterey und der abergläubischen Gebräuche, bringt seinem Gott anstatt der blutigen Opfer, jenes seiner bösen Neigungen und Leidenschaften; seine äußere Gottesverehrung ist mit der innern in Verbindung, und ein Beförderungsmittel derselben.

Obgleich die Menschen in den verschiedenen Zeiten und Erdstrichen, in welchen wir sie betrachtet haben, die Vorschriften jenes innern Gefühls, das ihnen zur Pflicht macht, die Gottheit zu verehren, auf so verschiedene Weisen in Erfüllung bringen, so treffen dennoch alle miteinander in dem Punkte überein, daß

die Pflicht, das Gute zu thun und das Böse zu meiden, und jene das höchste Wesen zu verehren, aus eben derselben Quelle fließen. Wenn sie noch so sehr an den widersinnigen Gebräuchen des lächerlichsten Aberglaubens kleben, so sind sie doch immer überzeugt, daß durch jede Handlung, sie mag gut oder böse seyn, sie sich mit der Gottheit in Verhältniß setzen, und daß sie im ersten Falle eine Belohnung hoffen dürfen, da sie im andern Falle eine Strafe fürchten müßen. Diese Ueberzeugung ist weder das Resultat einer strengen Prüfung, noch eines reifen Nachdenkens, denn dessen sind die meisten unfähig; sie sind auch nicht die Wirkung der Beweise, welche sie etwa von ihren Lehrern gehört haben; denn sie geht allen Beweisen vor, und ist schon im Menschen, bevor er der Fassung eines Beweises fähig ist. Er bringt sie mit sich auf die Welt; sie wächst mit ihm auf, verläßt ihn keinen Augenblick seines Lebens, und verfolget ihn in allen seinen Handlungen und Unternehmungen. Der Reiche in den glänzenden und mit dem feinsten Geschmack ausgezierten Zimmern seiner prächtigen Wohnung, an einem Tische sitzend, welcher mit Gerichten und Getränken aller Art in Fülle und Ueberfluß bela=

den ist, erkennt bey stillschweigenden Leidenschaften und bey nüchterm Verstande, so wie der dürftige Bewohner der Strohhütte, der alle seine Kraft zur Befriedigung der ersten Lebensbedürfnisse aufbietet, daß Reichthum den Menschen-Handlungen keinen Werth beylegen. Der Wohllüstling, der in sinnlichen Genüssen lebt und webt, dessen all Denken und Bemühen auf die Befriedigung seiner Lieblingsleidenschaft zwecket, glaubt so wie die fromme Seele, die über alles sinnliche und gröbere Vergnügen weit erhoben, nur nach der reinen Zufriedenheit strebt, welche das Bewußtseyn, recht gehandelt zu haben, mit sich bringt, daß dieß Vergnügen, welches der Mensch hienieden genießt, die ausschließliche Belohnung der Tugend nicht seyn könne; — der auf seine Kenntnisse und Wissenschaften stolzeste Weltweise, der alles dem Richterstuhle seiner Vernunft zur Prüfung und Entscheidung vorleget, sieht durch alle Zweifel, mit welchen man die Verbindungen des Menschen mit Gott zu überziehen suchet, eben so wie der ungebildetste Mann in der Einfalt seines Herzens, daß Menschenvernunft über menschliche Handlungen in letzter Instanz zu sprechen, nicht befugt sey, sondern alle fühlen, daß der Mensch erst nach diesem Leben

sein ganzes moralisches Betragen, das er hienieden unter der Rücksicht des Verdienstes zu beurtheilen nicht im Stande ist, in seinem wahren Werthe erblicken wird. Der Grund aller Moralität ist also mit dem Daseyn Gottes, mit der Hoffnung eines zukünftigen Lebens nothwendiger Weise verbunden, und es ist keine Moral denkbar, in so weit sie in Erfüllung gehen soll, wenn sie nicht mit der Religion in Verbindung gedacht wird.

Aus dieser Hauptverbindung, deren der Mensch unwillkührlich sich bewußt ist, entstehen alle untergeordneten Verbindungen, die in dem gesellschaftlichen Leben Menschen mit Menschen und Staaten mit Staaten vereinigen. So wenig auch das Verhältniß mit jener in die Augen fällt, so darf man sich dennoch immer für überzeugt halten, daß es Statt habe; denn sollte es gänzlich zerstört werden können, so könnte auch keine Gesellschaft bestehen.

Wenn man sich das Gedankenbild einer vollkommnen Menschengesellschaft, eines Staates vorstellet, den Eintracht und Ordnung beseelte, und in welchem alles Entgegenhandeln den Gesetzen, durch weise Verwaltung oder durch die Weisheit der Gesetze selbst, verhin-

dert würde, aber alles, was auf Sittlichkeit einen Bezug hat, nicht auf die Religion gründete, so entdeckt sich dem durchdringendsten Verstande keine Möglichkeit, daß ein solcher Staat der Wirklichkeit fähig wäre. Die Haltbarkeit eines Staates besteht nicht blos in jenen äußern Handlungen, die in den Wirkungskreis der Gesetze fallen, und von ihnen verordnet, gemäßigt oder verhindert werden können, sondern sie ruht hauptsächlich auf jenem innern Prinzig, welches in dem Menschen guten Willen erzeugt, und die Absichten, sowohl heimlicher als öffentlicher, Handlungen zunächst bestimmt.

Alle Gesetzgeber, wenigstens seit der Entstehung jener Staaten, welche nicht mit unbegränztem Despotismus regiert wurden, oder wegen allzuroher Sitten und zu geringer Volksmenge keinen eigentlichen Staat ausmachten, haben die Unzulänglichkeit des Staates an sich meistentheils mit dem Eide ersetzet. So oft der Gesetzgeber oder der Richter zu einer Kenntniß gelangen wollte, die auf dem gewöhnlichen Wege nicht entdeckt werden konnte, sondern lediglich von der Wahrhaftigkeit der Zeugen abhieng; oder wenn ein Glied der Ge-

sellschaft zu einer öffentlichen Amtsstelle erhoben wurde, deren genaue Erfüllung kein Menschenauge einzusehen und zu beurtheilen im Stande war, mußten die Zeugen und die Amtsvertreter durch Aufforderung des Zeugnisses der Gottheit sich verbindlich machen, die Ersten: daß sie auf alle an sie gerichtlich gestellte Fragen mit Wahrheit antworten wollten, und die andern: daß sie die mit ihren Amtsstellen verknüpften Pflichten, nach den Absichten des Gesetzgebers und den Erfordernissen des gemeinen Bestens, erfüllen wollten. Durch den Eid ist der Staat, und folglich alle auf Sittlichkeit sich beziehende Handlungen, in denen seine Dauer und Haltbarkeit besteht, mit der Gottheit in Verbindung gesetzt werden.

Die allgemeine Uebereinstimmung der gesitteten Völker in diesem Punkte ist an sich, und ohne Rücksicht auf das Bedürfniß, welches sie dazu gezwungen hat, ein redender Beweis, das alle Sittlichkeit sich auf Religion gründe. Auch sogar der entscheidendste Gegner, der kühnste Spötter der Religion verlachet nie die Nothwendigkeit der Zuflucht der Staaten zur Gottheit, durch den Gebrauch des Eides, für alle jene Fälle, wo diese Macht nicht hinreicht;

wenn er schon seiner vermeinten und angeblichen Ueberzeugung gemäß, dieser religiösen Handlung weder Kraft noch Giltigkeit beylegt, so wird er doch, so oft sein Eigennutz durch einen Eid, den man von Zeugen verlanget, befördert werden könnte, den Gebrauch davon nicht für abergläubisch und geringfügig verwerfen. Sogar die häufigen Beyspiele falscher Eide haben die Allgemeinheit dessen Gebrauches noch in nichts vermindert, und er würde noch weit mehr ausgedehnt werden müßen, wenn bey den meisten einzelnen Gliedern die Religion nicht mehr verrichtete, als ohne sie, durch alle Eide, verrichtet werden könnte.

Der oberste Grundsatz der Sittlichkeit in Rücksicht auf das gesellige Leben: Was du nicht willst, daß man dir thue, das thue auch andern nicht, ist von einem so großen Umfange, daß er ohne Religion auch ohne Wirksamkeit wäre. Wenn der Fall auch möglich wäre, daß der Mensch aus eigenem Triebe, und aus bloßer Liebe zur Vollkommenheit, sich auf eine so hohe Stufe derselben erhebe, das angeführte Sittengesetz in genaue Erfüllung zu bringen, so würde es doch nicht allezeit von ihm abhangen, daß seine Vernunft,

so oft sie ihm die Fälle zeigen sollte, wo eine bestimmte Handlung auszuüben oder zu unterlassen wäre, nicht von Leidenschaften benebelt zu werden, die in dem Menschen manchmal unwillkührlich entstehen. Ihr Einfluß auf die Urtheile des Menschen ist oft nur demjenigen verborgen und unverkennlich, der sie fällt, und wenn er auch aus Vermuthung eines Irrthumes von seiner Seite demselben nachspüren und auf die Ursache dringen will, die ihn etwa erzeugt haben möchte, so wird er ihn meistentheils suchen, wo er nicht ist. Die unzähligen Gestalten, unter welchen z. B. der Eigennutz sich den Augen desjenigen selbst vorstellet, der davon geleitet wird, und ihn zu erkennen suchet, beweisen, wie wenig der Mensch sich auf alle seine Urtheile über die Moralität seiner Handlungen verlassen könne. — Wie oft meynt der Bestgesinnte nach den Vorschriften der strengsten Gerechtigkeit zu handeln, da ein verdeckter Eigennutz die einzige Triebfeder ist, die ihn in Bewegung setzet? Ein andersmal erkennt er an sich oder an einem andern gewisse Eigenschaften und Fähigkeiten, denen er nach einer vermeinten Ueberzeugung das Verdienst eines Vorzuges oder einer Gunstbezeugung spricht, und im Grunde war es ein

heimlicher Eigennutz, der den Verstand in seiner Beurtheilung lenkte. Nur Streben nach Selbstverläugnung, die keine Vernunftmoral prediget, kann dergleichen Irrthümer verhüten.

Das gleiche läßt sich beynahe von allen übrigen Leidenschaften behaupten. Besonders aber verleiten Eigenliebe, Vorliebe und Vorurtheil den Menschen zu irrigen Urtheilen über das erste Sittengesetz. Die Eigenliebe bewegt ihn, sich selbst Vorzüge zu geben, die nicht allemal mit der Billigkeit sich vertragen, besonders in jenen Fällen, wo er Aufopferungen machen soll. Wo ist z. B. der Mensch, den die Stimme der Vernunft bewegt, nach einem billigen Verhältnisse sein Vermögen mit den Bedürftigen zu theilen? Durch billiges Verhältniß verstehe ich blos, daß er nur so viel aufopfere, als er vermissen kann, ohne daß dabey seinem Wohlstande und seiner Gemächlichkeit etwas benommen werde: von jenen Aufopferungen nicht zu gedenken, welche von dem Menschen gewisse Beraubungen erheischen, und zu denen doch das Sittengesetz verpflichtet, wenn man es nach seinem wahren Sinne und in seinem ganzen Umfange erfüllen will.

Was die Vorliebe betrift, so ziehen ihm Verwandschaft und Freundschaft eine Binde über die Augen, welche die Vernunft allein loszureißen nie vermag; sie entzieht den Blicken der Aeltern viele Fehler ihrer Kinder, die sie an andern wohl erkennen; die Natur, oder um richtiger zu reden, die Sinnlichkeit, hält die Binde fest, nnd nur eine entgegengesetzte Gewalt, jene der Religion, die mit der Sinnlichkeit in einem beständigen Kampfe ist, kann die Blindheit des Menschen heben.

Die Vorurtheile, nicht nur jene, welche die Leidenschaften erzeugen, sondern auch alle andere, welche von Unwissenheit und von unwillkührlichem Mangel an Einsichten herstammen, haben auf die Urtheile, welche der Mensch über die Sittlichkeit seiner Handlungen fällt, einen oft sehr beträchtlichen Einfluß, dessen schädlichen Wirkungen nur durch die erhabenen Gesinnungen vorgebeuget werden kann, welche die Religion in die Seele des Menschen einflößt. Sie allein zerstöret in seinem Herzen den zu heftigen Hang nach zeitlichen Besitzungen, wobey alle Vorstellungen der Vernunft nichts vermögen; dadurch kömmt sie allen falschen Urtheilen vor, weil sie die Quelle erschöpfet,

woraus sie fließen. Durch die beständige Erinnerung, daß die Vorschriften der Vernunft in Rücksicht auf Sittlichkeit, auch Gesetze Gottes sind, der auf ihre Befolgung aufs genaueste achtet und nach Maaßgabe ihrer Erfüllung ewiges Glück oder Elend zutheilen wird, bringt sie den Erstern Kraft und Wirksamkeit bey. Nur das Bewußtseyn eines andern Lebens und der strengsten vergeltenden Zukunft kann den Menschen zu solchen Selbstaufopferungen bewegen, welche die Vernunft nur bewundern nicht aber nachahmen kann. Nur das Gefühl einer innig dankbaren Liebe gegen einen Gott, der nicht blos unser Herr, Gesetzgeber und Richter, sondern auch unser uns zärtlich liebender Vater ist, dem wir alles Verdanken, und von dem wir alles für die Zukunft erwarten, kann im Menschenherzen die Triebe zu jenen Tugenden erwecken, welche alle Menschenkraft übersteigen, welche die Seele emporschwingen und weit über den Staub erheben, den der Körper im Schweiße bearbeitet, um daraus nur so lange Nahrung zu ziehen, bis der Augenblick herannahet, wo er hinfallen und die Seele ihres ewigen Lohns theilhaftig werden soll. Nur ein kindliches Vertrauen in einen guten und nachsichtvollen Gott, der unsere Fehltritte und Ver-

gehungen gern verzeihet, wenn wir sie erkennen und bereuen, giebt der Seele Kraft und Muth, mit größerm Eifer in den Kämpfen mit der Sinnlichkeit zu streiten, in welchen sie aus Schwachheit oft unterliegt. — Nur die Religion bringt der Moral durch ihre innige Verbindung mit derselben, jene Kraft und Wirksamkeit bey, die sie einer vollkommnen Ausübung empfänglich machen.

XIV.

Ueber Selbstschätzung.

Unter allen Gegenständen, welche theils auf der unübersehbaren Oberfläche unsers Erdenrunds zerstreut stehen, theils in einem regelmäßigen Laufe um jene herwallen, hält der Mensch den ersten Rang. Die wunderbare Bildung seines Körperbaues, die vielfältigen und unbegreiflichen Geistesfähigkeiten, mit welchen er ausgerüstet ist, die erhabene Bestimmung, die der Schöpfer ihm zum Ziele gemacht hat, sind jene Eigenschaften und Vorrechte, die ihn über alle Geschöpfe erheben, und ihm eine Würde beylegen, wodurch er berechtigt wird, eine gewisse Achtung gegen seine edeln Eigenschaften zu haben, und *sich selbst zu schätzen*.

Selbstschätzung ist also jene moralische Tugend, wodurch der Mensch seine Vorzüge durchforschet und erkennt, damit er die Anlagen

und Fähigkeiten, welche er von Gott empfangen hat, zur Bildung seines Herzens und Verstandes benutze; sie gründet sich auf die Natur des Menschen, oder vielmehr auf die Werke des Schöpfers, weil Selbstschätzung eigentlich Bewunderung und Hochschätzung der weisen Anordnung der göttlichen Vorsehung, in Rücksicht auf das Weltall, ist. Unter diesem Gesichtspunkte ist sie eine Tugend; weil sie zur Vervollkommnung des Menschen beyträgt, ihm die Augen über seine Fähigkeiten und seine Würde eröffnet; ihn auf seine Bestimmung aufmerksam machet, und mit seinem Schöpfer in Verbindung setzet.

Der Mensch, der seine Würde erkennt, und dieselbe schätzet, wie sie es verdient, da sie von göttlicher Hand herstammt, kennt nothwendiger Weise auch seine Pflichten, denn die Würde des Menschen besteht in der Vollziehung der Absichten Gottes, folglich in einer vollständigen Kenntniß der Pflichten und in einer genauen Ausübung derselben. Wer seine eigene Person schätzet, schätzet auch alle seine Obligenheiten und alle Verhältnisse, in denen er mit demjenigen steht, auf welchen seine Obliegenheiten sich beziehen. Aus solchen Gesinnungen entsteht eine gewisse Neigung zu den-

selben, die den Widerwillen lähmet, welcher die meisten Menschen von der Erfüllung ihrer Pflichten abhält.

Selbstschätzung ist überhaupt, was Liebe zu seinem Stande insbesondere ist. Jene begreift in sich alle Pflichten des Menschen, vorzüglich aber diejenigen, die er mit allen Menschen gemein hat; diese hingegen bezieht sich bloß auf die Pflichten, welche mit seinem Stande unmittelbar verbunden sind. Wer seinen Stand schätzet, der liebet ihn, und folglich liebet auch seine Obliegenheiten: Wahre Achtung gegen sich selbst kann also ohne Tugend nicht gedacht werden.

Selbstschätzung als Tugend betrachtet steht in der Mitte zwischen Stolz und Niederträchtigkeit. Dieser ist eine falschverstandene und unmäßige Selbstschätzung, welche anstatt sich auf die Würde des Menschen, auf seine Eigenschaften und Fähigkeiten zu beziehen, in so weit er sie vom Schöpfer als Mittel empfangen hat, wodurch er sich vervollkommnen und zu seiner Bestimmung sich nähern soll, dieselben als Wirkung des eigenen Verdienstes ansieht, und sich deren rühmet, als hätte er sie nicht selbst empfangen. — Jene entsteht aus der Miskenntniß seiner Würde, und vertilget

im Menschen das Gefühl der Schamhaftigkeit und die Ehrerbietung gegen seine Pflichten.

Der unmoralische Trieb, der den Stolzen beseelet, strebt stets nach Aeußerung; er reizt ihn, seine vermeinten Vorzüge allen Menschen kundbar zu machen, und erweckt in seinem Herzen heftige Begierden nach ihrer Hochachtung und Verehrung. Deßwegen ist der Stolz eine Leidenschaft. Nur durch diese Achtung kann sie befriedigt werden. Wer sie dem Stolzen versagt, den sieht er selbst als einen Stolzen an, und straft ihn mit seiner Verachtung.

Der Mann, der z. B. auf seine Reichthümer stolz ist, glaubt an denselben gewisse Eigenschaften zu sehen, die dem Besitzer ein gewisses Verdienst beybringen. Er weiß, daß Reichthümer ein Gegenstand des menschlichen Strebens sind, weil sie nicht nur die Mittel zur Befriedigung der nothwendigen Bedürfnisse verschaffen, sondern auch noch eine Bedingung zum Wohlstande sind. — Ich stelle mir den Reichen gleichsam auf einem hohen Felsen, unter dem Schatten eines Baumes sitzend, vor, wo er in voller Ruhe und Gemächlichkeit in dem Genusse der angenehmen Gefühle versenkt ist, welche der Schatten eines grünen und frischen

Laubes, bey einem warmen Tage, gewährt, da eine Menge abgematteter Menschen unten an dem Felsen herschweben, und an demselben hinaufzuklettern sich bemühen. Der Reiche, der sich auf einem Standpunkte befindet, wo er den größten Theil der Menschheit gleichsam übersehen kann, weiß, daß er in einer Lage ist, nach welcher tausend andere sich vergebens sehnen. Das Bewußtseyn dieses Vorzuges erwecket in ihm die Begierde, daß er auch von andern anerkannt werde, und daß diese ihm eine Achtung, eine Art von Bewunderung schenken, die nur den Vorzügen gebührt, welche sich auf wahres Verdienst gründen.

Der Genuß, welchen der auf seine mit Geld angefüllten Küsten stolze Mann in dem Bewußtseyn seines Besitzes findet, würde sich von jedem andern Genusse, in dessen Besitze alle Menschen sind, nicht unterscheiden, wenn er dafür nicht eine Achtung zu verdienen glaubte. — Der Reiche, den man mit seinen Küsten in einem einsamen Orte versperrt hielte, wo er mit Menschen keinen Umgang haben könnte, würde auf seine Reichthümer nicht stolz seyn, wenn er auch dadurch alle Mittel zur Gemächlichkeit und zum Wohlleben sich verschaffen könnte. In solchem Falle könnte kein

Vorzug statt haben; denn dieser ist nur denkbar, wo mehrere sich befinden, unter denen Ungleichheit herrschet. Da aber ein solcher Vorzug bloße Wirkung des Zufalls ist, so ist einleuchtend, daß all darauf gesetztes Verdienst grundlos sey. Der Stolz des Reichen liegt also blos in dem ausschließlichen Besitze eines Mittels, das tausend andere nicht besitzen.

Die Selbstschätzung hingegen bleibt in dem Menschen selbst verschlossen; sie strebt nicht nach Aeußerung; sie suchet weder Achtung noch Verehrung der Menschen, weil diese nur dem Urheber jener Vorzüge gebührt, welche die Würde des Menschen ausmachen; daher verträgt sie sich mit der reinsten Demuth, und ihr letztes Ziel ist nicht Genuß, weil sie keine Leidenschaft, wie der Stolz, ist, sondern zweckmäßige Benutzung und Ausbildung der Anlagen und Fähigkeiten, die der Mensch deßwegen von dem Schöpfer empfangen hat, damit er sie nach seinen Absichten erkenne und ausbilde.

Die Selbstschätzung bezieht sich gleichermassen auf die Eigenschaften und Fähigkeiten des Verstandes und des Herzens. In Rücksicht auf jene bewegt sie den Menschen an deren Ausbildung so zu arbeiten, daß er sich unauf-

hörlich bestrebe, das Wahre und Gute zu entdecken und zu erkennen. — In Rücksicht auf diese stellet sie ihm die Tugend mit ihrem Glanze und in ihrer Würde vor; sie unterhält ihn in ununterbrochener Aufmerksamkeit auf die Verbindung der Tugend mit seiner letzten Bestimmung, und bewegt ihn durch diese Ansicht zur Erfüllung derselben.

Bey solchen Wirkungen ist leicht begreiflich, daß der Mensch, der sich nach der Eingebung der Vernunft und nach den Gesetzen des Christenthums zu schätzen weiß, nicht nur die Tugenden ausüben wird, welche wahre Selbstschätzung mit sich führt, sondern auch alle Laster vermeiden wird, die sich mit derselben nicht vertragen. — Das Verhältniß zwischen Selbstschätzung und Niederträchtigkeit gleicht, aber im umgekehrten Sinne, jenem, welches zwischen Stolz und Selbstschätzung ist.

Gleichwie der Stolze sich stets bestrebt, bey seinen Mitmenschen ein gewisses Ansehen sich zu erwerben, und durch sein ganzes äußeres Betragen die Ansprüche zu erkennen giebt, die er auf die Achtung anderer machet: eben so sehr bemühet sich der Niederträchtige, nicht das geringste von den heimlichen Gesinnungen zu verrathen, die er in seinem Busen ernähret.

Eigennutz ist das gewöhnliche Ziel, auf welches seine Absichten zwecken, und alle Mittel, um dahin zu gelangen, sind ihm gleichgültig. Bald bedient er sich der Schmeicheley, um die Gunst und Gewogenheit derer zu gewinnen, die ihm zu seinen Absichten beförderlich seyn können; bald zieht er sich die Heucheley zur Hülfe, und bedeckt sich mit einem falschen Scheine von Rechtschaffeuheit und Frömmigkeit, um bey rechtschaffenen Leuten Eingang zu finden, oder wenn diejenigen, deren Unterstützung er suchet, nicht im guten Rufe stehen, so äußert er auch Unglauben und Religionshaß, weil er weiß, das Uebereinstimmung in den Gesinnungen ein vortreffliches Mittel ist, sich den Weg in das Herz eines andern zu eröffnen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mertian, Ignatz, 1766-1843

Die Moral in einzelnen Aufsätzen entwickelt und dargestellt

Bd.: 1

Augsburg (1796)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Phil 4782
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11274266-1
VD18 80281095-001